

514

Ex

ALP PA
Æ FORI VLII
LLA T E V T V
C O R V M
i olim ævi
num demonstratis.



Ital. 514 br

<36611435480016

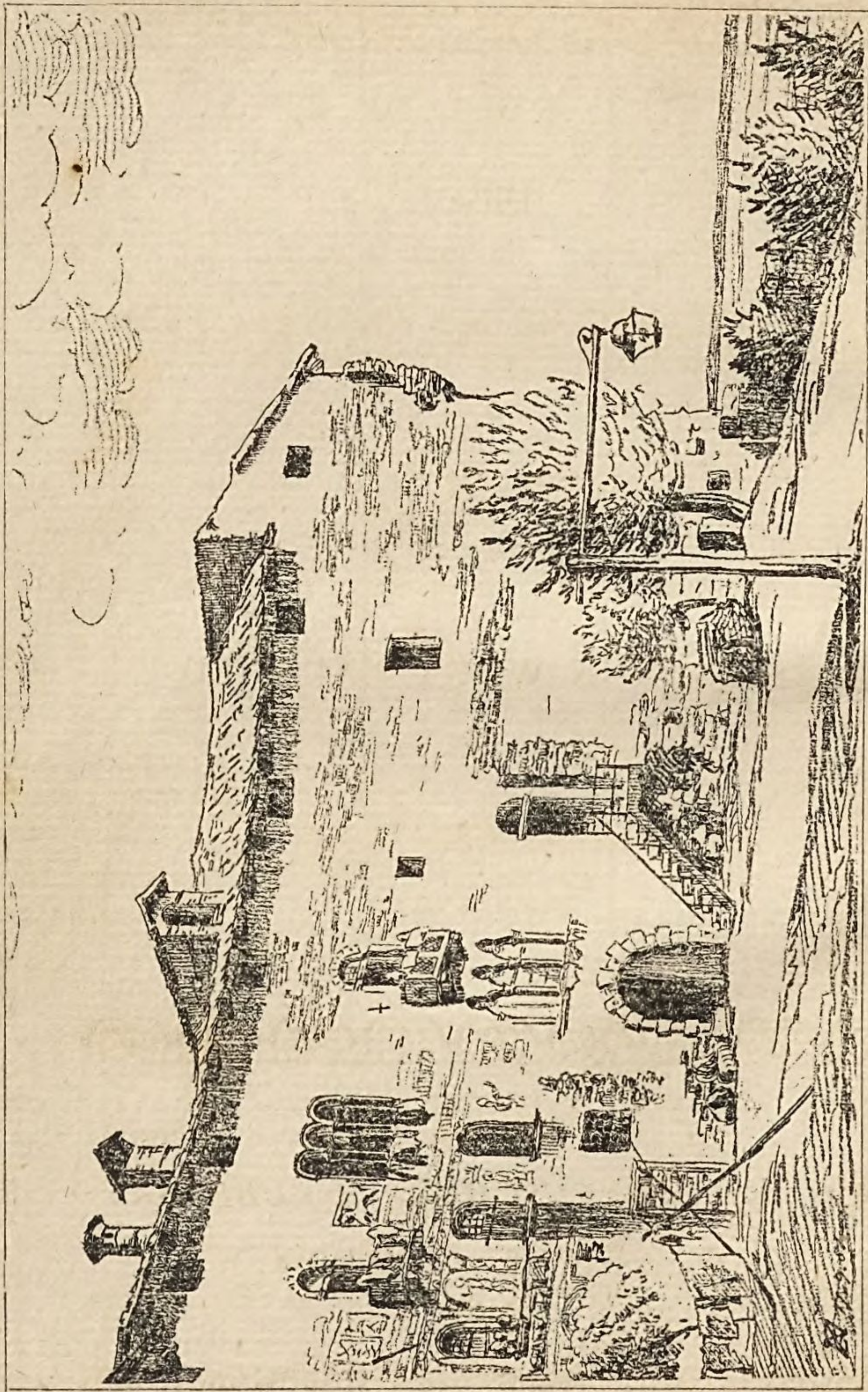
<36611435480016

NB Bayer. Staatsbibliothek

S

AAA Co.

Decker, John



Nach d. Nat. gez. v. Zahn.

9. SPENGENBERG AM TAGLIAMENTO
(SPILIMBERGO)
(Partie aus dem Hofe).



DIE
DEUTSCHEN BURGEN
IN
FRIAUL.

SKIZZEN IN WORT UND BILD

VON

J. v. ZAHN.



GRAZ,
VERLAG VON LEUSCHNER & LUBENSKY,
k. k. Universitäts - Buchhandlung

1883.



*Druck von Leykam-Josefsthäl in Graz,
Zinkätzungen von Angerer & Göschl in Wien,
Papier von L. Kandler in Deggendorf (Baiern).*





VORWORT.

Aus meinen Studien in Friaul hat sich das Thema vorliegenden Büchleins für selbstständige Darstellung ausgeschieden.

Es behandelt von der Entwicklungsgeschichte dieses ehemaligen deutschen Reichslandes einen Abschnitt, und darin vorwaltend die baulichen Schöpfungen ritterlichen Ursprunges und ihre Reste, insofern selbe deutsche Namen führten.

Seit mehr als sechs Jahrhunderten ist dies Gebiet dem Romanismus geräumt worden, in dessen natürlicher Machtsphäre es gelegen ist. Selbst eine bedeutendere Durchdringung desselben mit deutschem Wesen hätte es dem romanischen Einflusse nicht entziehen können. In dem Verarbeitungsgange, welchem die deutschen Abzweigungen zuvörderst in Oberitalien seit der Zeit der Gothen unterlagen, bildete Friaul die letzte Station.

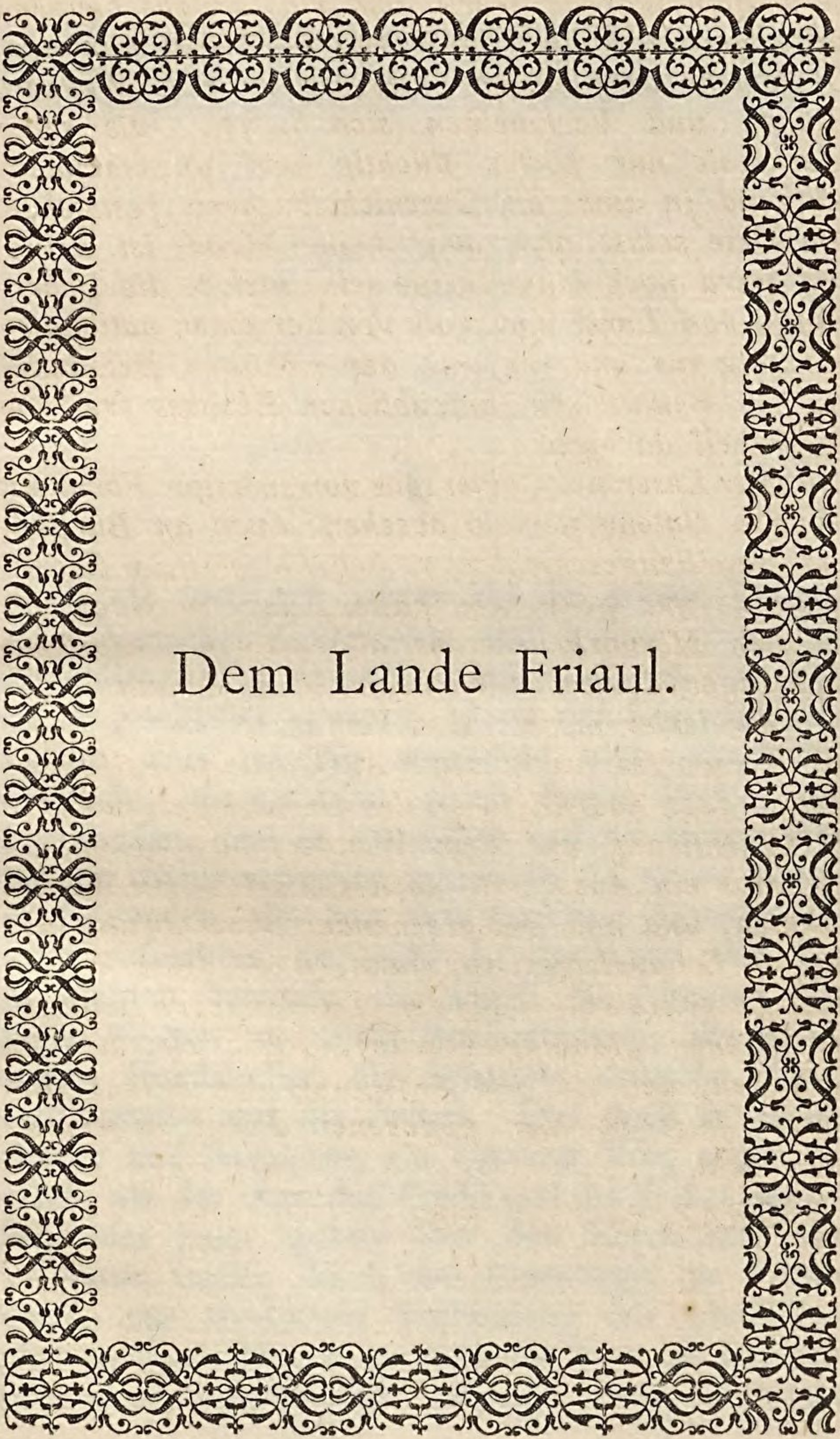
Wir haben es somit hier im Wesentlichen mit einer begonnenen und aufgegebenen Arbeit des deutschen Reiches und Volkes zu thun. Aber Gewinn und Verlust im Ausbreitungsstreben einer Nation ist für den Warmfühlenden aus deren Mitte immer ein Gegenstand besonderer Zugkraft. Und für uns vom bairischen Stamme ist er für den fraglichen Boden von doppelter Anziehungsmacht: denn Männer aus unserem Blute und unseren Gauen haben dort nach dem mehrhundertjährigen Beispiele ihrer Väter und Vettern ihrer Nation, Sprache und Verfassung den Boden zu ebnen begonnen, und was sie

geschaffen, war ihr Werk, und was daraus bleibend hätte werden können, wäre ihr Verdienst gewesen. Umsomehr darf unser Interesse an dies Werden, Blühen und Verkommen sich heften, als seine Merkmale nur höchst flüchtig und unzusammenhängend in unseren Geschichtsbüchern feststehen. Am Orte selbst aber war keine Hand, ist keine, und wird noch lange keine sein, welche die Uebergänge von Land und Volk von der einen nationalen Färbung zur anderen, mit der richtigen Betonung, und im Bewusstsein untrüblichen Besitzes frei von Vorurtheil darlegte.

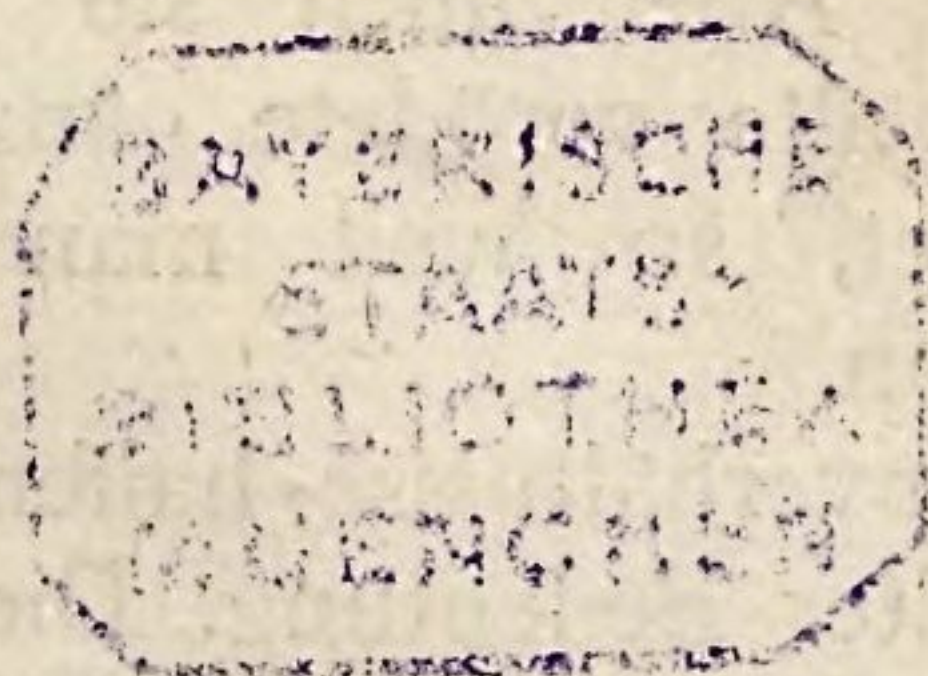
Der Leser wird einerseits von strenger Form mit reichem Datenmateriale absehen. Auch an Burgen- und Familiengeschichten, so lieb sie selbst im Sagen- und Sagen- gewande mir geklungen hätten, liegt weniger, als an dem Hervorheben des allgemeinen Gedankens ehemaliger deutscher Wirksamkeit in Friaul.

Zweierlei möchte der Verfasser am Schlusse des Vorwortes noch zur Aufklärung beifügen: zuerst, dass das Kärtchen des Umschlages, welches die Orientirung auf dem Wandergange vermitteln soll, blos ein Ausschnitt nach Cellarius, in neuem Rahmen, und mit entsprechender Vermehrung des inneren Schauplatzes ist, dann, dass diese Skizze einen Leserkreis bereits in der „Literarischen Beilage“ der Wiener „Montags-Revue“, 1882, Nr. 10—14, gefunden, den sie, mit Anfügung des Bildes zum Worte, jetzt in hier gegebener Form zu erweitern sucht.

GRAZ, zu Ende 1882.

A decorative border surrounds the text, consisting of repeating geometric and floral patterns. The top and bottom borders are wider and feature a more complex, interlocking design. The left and right borders are narrower and consist of a repeating pattern of stylized, interlocking shapes.

Dem Lande Friaul.



I.

Seit wenigen Jahren hat der grosse Verkehr zwischen Oesterreich und Italien einen fast verschollenen Weg neuerdings aufgenommen. Derselbe war eingeschlafen gewesen, gleich der Lagunenstadt, die ihn einst mächtig angestrebt und eifersüchtig beherrscht, eingeschlafen gleich ihrem Handel mit dem Norden, dem er wesentlich gedient hatte. Ehe man ihn wieder erweckte, zog er für die grosse Menge der Reisenden, die aus dem östlichen Alpengebiete Italien aufsuchten, nur mehr auf der Karte. Wer ihn am meisten benützte, das waren die Anrainer der beiden Staaten an seiner Nordmündung, die kärntnischen Holzhändler, der bekannte deutsche Handwerksbursche und die Armee. Und doch ist es ein schöner und bequemer, ein kürzerer Weg sogar gewesen, als der über den Predil und durch das Isonzothal, oder jener spätere über den Karst, und von der Natur, welche durch den Alpenriegel die Völker schied, zur friedlichen Verbindung wie absichtlich offen gelassen. Man hatte auch bis zum 16. Jahrhunderte einen besseren nicht gekannt; allein die ewigen

Häkeleien mit Venedig zwangen Oesterreich, sich für Triest einen zu schaffen. Der ging dann über Laibach und den Karst, und wie dieser sich eingewöhnte, nahm die Benützung jenes mehr und mehr ab. Dann kam die Bahn. Aber auch sie folgte der neuen Strasse, und die alte verödete gänzlich. Die Politik hatte sie getödtet, so weit man das von einem Wege sagen kann.

Neue Staatenverhältnisse halfen ihr indess wieder zu Ehren und alter Bedeutung. Die längst verlassene „Eisenstrasse“ — so war ihr Name im Mittelalter — bekam endlich auch ihren Schienenweg, und nicht mehr in Gruppen hochgeladener Frachtwägen, mit Geleite der Herzoge von Kärnten und Oesterreich hüben und der Patriarchen von Aquileja oder der Signoria von Venedig drüben, besteht jetzt ihr Leben, sondern nach modernem Zuschnitte in langen und kurzen, schwermüthigen und eilfertigen Zügen, die in gesetzlichen Pausen und mit entsetzlichen Wägen die Fella entlang rollen. Wer jetzt von Wien aus Italien rasch erreichen will, der wählt meist die neuhergestellte Pontebba-Linie, denn die ist eingangs gemeint.

Zu Pontafel sagt der deutsche Reisende ein Lebewohl dem fetten Grün der Landschaft, dem deutschen Hause und dem Heimatlaute. Ein nicht sehr breiter Wildbach, die Fella, trennt ihn von Italien: jenseits desselben ist ohne Uebergang Alles anders: Land, Laut und Leben. Wegen beider Letzteren mochte er gefasst sein; allein je weiter er in dem offenen Riesencorridor, Fellacanal geheissen, vordringt, desto grauer wird die Landschaft, desto baumloser jeder Hang rechts und links, desto felsiger die Umgebung und fremdartiger jede menschliche Wohnstätte. Es bedarf starker Niederschläge und besonders günstiger Beleuchtung, um nicht blos grau in grau zu sehen. Oasen gleichen nur

Resiutta, dessen Baulichkeiten theilweise an deutsche Gebirgsdörfer gemahnen, und die grössere Wahlverwandtschaft zwischen Slaven und Deutschen, als zwischen diesen und den Wälschen darthun, und auf grüner Halde zwischen Bergriesen Mosach (Moggio), die Burg des räthselhaften Pfalzgrafen von Karantanien, des Slaven Chazil. Nach der südlichen Mündung des Thales hin wird es aber trostlos, und dafür kann auch der Einblick nach der gepriesenen Landschaft Carnien, die den Tagliamento hier zur Fella sendet, nicht entschädigen: ein weites Thal, dessen grösste Breite kieselige Ufer einnehmen, die nach Umständen ein sehr schmales Gerinne einfassen; rechts und links steile, glattgerodete Höhen mit fast ebensoviel Blöcken als Grashalmen; Muhren von ausserordentlicher Ausdehnung, wahre versteinerte Ströme, drängen zahlreich ins Thal; in einzelnen Buchtungen versuchen Büsche aufzustreben, deren Wuchs Staub und Trockenheit fast ersticken, und die Holznoth der Bevölkerung zeitlich verkürzt. Den würdigen Abschluss landschaftlicher Verfallenheit bildet eine Menschenstätte, ein *rotten borough*, wie es im Buche steht, das Städtchen Peuscheldorf, das die Italiener Venzone heissen.

Es ist nicht mehr weit von da zum Ausgange des Canales. Die Berge rücken näher zum Flusse, oder besser, die an der Ostseite haben ihren Ueberschuss, grobe Klötze in jedem Umfange, ins Thal geschüttet. Fast eine halbe Stunde lang fuhr ehemals der Postwagen auf stets übergossener und immer wieder ausgeschauelter oder neugebauter Strasse eine Berglehne entlang, die nur aus Steingries besteht und nie ganz ruht. Wie bei einem Flusse hatte auch die Bahn sich hier durch einen Viaduct zu schützen. Bei Spitalett (Ospedaletto) hat indess die Thalenge ihr Ende

erreicht; die Höhen gehen im Zwickel auseinander, und verlaufen in blauer Ferne: wir aber treten in die italische Tiefebene ein, ins eigentliche Land Friaul.

Der Uebergang ist landschaftlich nicht weniger grell, als der ethnographische bei Pontafel und Pontebba. Seine Stelle ist eine der grossartigsten und lieblichsten zugleich. Das eine Moment hält den Beschauer bis zur Untrennbarkeit namentlich dann fest, wenn er diesen südlichen Eingang des Fellacanales von einem nicht zu entfernten Punkte aus, etwa von den Hügeln zwischen San Daniele und Ragogna betrachtet. In der Nähe lebt er doch zu sehr unter dem Eindrucke einer wilden oder vernachlässigten Natur, oder unter jenem der Unmittelbarkeit steilaufstrebender Bergriesen, wie solche das regsame Städtchen Glemaun beherrschen und fast überdachen, und gezogen von dem Wunsche, in das bequeme Fruchthland einzutauchen, das ihm jetzt mit tausend Culturen zuwinkt.

Man mag sich's vorstellen, wie auch unsere Vorfahren von gleichen Gefühlen an derselben Stätte erfasst gewesen sein mögen. Es war ja ihre Heimat damals keineswegs so wirthlich, als die ihrer Enkel heute es ist, und neigten sie doch für landschaftliche Anschauung entschieden der freien, bequemen Ebene zu! Und erst dann, wenn diese reich war an Erzeugnissen jeder, und noch dazu fremder, genussreicher Art! Da mag sich ihnen wohl auch der Wunsch im biblischen Gewande, der Wunsch, sich Hütten hier zu bauen, aufgedrängt haben. Und sie thaten es auch, und bauten sich an, und blieben im Lande, als Vorposten der grossen deutschen Nation, die allerdings eingezogen wurden, als die deutsche Sache südlich der Alpen einer übermächtig vordringenden Gewalt weichen

musste. Von diesen Heimgärten unserer Ahnen auf jetzt durchaus nicht mehr deutschem Boden erzählen viele Spuren, nicht nur jene, denen wir hier nachgehen. Es wäre auch eines Culturvolkes unwürdig, nach Jahrhunderten von Herrschaft oder Besitz verdrängt zu werden, ohne den Nachkommen anderen Gepräges Zeichen seines ehemaligen Waltens hinterlassen zu haben. Das gilt nicht allein von äusseren, schwer verwischbaren Anlagen, denen wir folgen, sondern auch von dem Einflusse auf Gesetz und Sprache und Sitte, je nach dem Charakter und Tiefdringen seiner Obergewalt.

Und mit diesen Ahnen sind nicht unsere älteren Vettern, die Longobarden gemeint, noch unsere jüngeren, die Franken, sondern unsere wirklichen Väter, die Baiern, und jene deutschen Leute, welche sie nach Kärnten zuerst verpflanzten. Das ist eine Sippe weniger rauher Anfassweise gewesen, als jene ersten Verwandten. Sie sassen gut vier Jahrhunderte im Lande, und regierten es, und mehrten sich, und Alles, was die Geschichte von des Patriarchates von Aquileja, des geistlichen Fürstenthumes im Lande, Grösse erzählt, begründet sich einzig aus der Stellung der deutschen Kaiser zu Friaul, und aus deutschen Patriarchen und ihren Verwandtschaften unter den vornehmsten Geschlechtern Baierns und der südöstlichen Marken des deutschen Reiches. Das ist eine Zeit, die wir nicht vergessen dürfen, wenngleich sie längst dahingegangen, und so verklungen ist, dass sie weder für jetzt, noch für die Zukunft der deutschen Nation Anhaltspuncte für rückblickende Politik bietet. Wir dürfen sie aber nicht vergessen, denn sie ist ein Abschnitt aus dem Colonisationsgange unseres Volkes, dessen wir in Ehren gedenken können, wenn auch die Colonie verloren ging. — — — —

Zwei Fahrstunden etwa von jener Mündung des Fellacanales gegen Süden liegt der angenehme Flecken San Daniele. Er klettert an drei Seiten einen Hügel hinauf, den höchsten in einer Gruppe, welche in der Eiszeit durch die Gletscherbewegung vom Hochgebirge des Hintergrundes brockenweise losgelöst und in die Ebene vorgeschoben worden sind. Ihre sanften Höhen und grünen Thäler bilden heute den Liebreiz friaulischer Tieflandschaft. Besteigen wir den Glockenthurm des Ortes, oder das obere Schloss, oder auch den Gartenvorplatz des unteren, und nehmen wir Augenschein von dem Schauplatze, auf dem wir dann von Ort zu Ort festen Spuren unserer Väter folgen wollen.

Dort im Norden thront auf seinem steilen Hange das Städtchen Glemaun (Gemona), kühn hingelagert auf uralter Muhre, zunächst eines ewig thätigen Griesschubes aus überragenden Klüften, und gestützt wie durch eine Brustwehr von einem pfahlgleichen Felsen auf der Thalseite, auf dem sein Patriarchenschloss Montefalcone einstens prangte. Zu seinen Füßen liegt auf einem riesigen Blocke die Festung Osopp, einst die Burg der Herren von Savorgnano, und aufwärts den Tagliamento Spitalett. Wo die Noth der Wanderer anging, da hat das Mittelalter häufig eine milde Anstalt hingepflanzt, zur Kraftsammlung und zur Reiserast. So diente einst bei uns am Semmering und am Pyhrn Spital, und so hier Spitalett, denn schon einen Büchschuss entfernt beginnt der schiebende, rinnende Berg, und dann die schwere und gefährliche Fahrt, entweder links durch das bergige Carnien nach Tirol, oder geradeaus durch den Fellacanal nach Kärnten.

Von unserer Warte aus sehen wir die Bergkette von Glemaun ab fest geschlossen nach Südosten sich

wenden; von da ab verlieren ihre Höhen den schar-
tigen und farbenreichen Dolomitcharakter, sie runden
sich in der Form, und sind, von Ferne besehen, reich
bewaldet. Sie tiefen dort unten ab, wo der Natison
aus der Richtung von Tolmein hervorbricht und
verlaufen in schwachen Umrissen mit den letzten
Karsthöhen ober Monfalcone bei Görz, das im zwölften
Jahrhundert noch den gut deutschen Namen Falken-
berg führte.

Das ist rechts vom Beschauer, gegen Norden
gekehrt. Links, Glemaun gegenüber, glitzert der
Tagliamento. Dort ist er noch ein ernster Fluss,
bequem gebettet, und sein Gewässer von smaragdenem
Grün, wenn es ihm nicht durch arge Regen in Farbe
und Gehalt verdorben wird. Er hält sich zuerst knapp
an den Bergen, die auf dieser Seite nach Südwesten
streichen, und nach wenigen Stunden bei Pinzan in's
Land einbuchten. Auch wo sie schon zurückgetreten,
hat er noch mächtig hohe Ufer bis weit hinab. Dort
unten kehren die blauen Höhen zwar wieder mehr
gegen Osten, aber den Strom erreichen sie nicht
wieder. Er selber schlägt bei Casarsa diese Richtung
ein, und strebt in nicht einheitlichem Laufe, sondern
in einem Geflechte von Rinnsalen dem adriatischen
Golfe zu, der seine Lagune schon lange vor der
Mündung ihm gierig entgegengeschoben — im Ganzen
ein Fluss, der für gewöhnlich an seltenen Stellen
imponirt, allein wenn man aus seinem Bette Schlüsse
zieht, dann mag man zu Eindrücken voll Schrecken
gelangen. Füllt er es nach schweren Güssen aus,
dann naht mit ihnen plötzliches Verderben. Ihre
Wucht führt das Gerölle nach den unteren Strichen;
dort lagert der Strom es ab, wie seine Gewalt mit dem
breiteren Bette abnimmt; sein Boden erhöht sich und
damit die Gefahr für die Culturen der Umgebung,

welche sich nur durch Dämme zu schützen vermag. Ortschaften und Burgen sind ihm bereits vielfach zum Opfer gefallen. Von seiner gelegentlichen Breite kann man sich ein Bild machen, wenn man bedenkt, dass an einer der besuchtesten Ueberfuhren (bei Spengenberg) seine Passage im Schiffe, zu Fusse und auf dem Rücken der Leute ungefähr eine Stunde Zeit wegnimmt.

Zwischen den oben erwähnten auszweigenden Bergreihen, oder, um nach Flüssen zu sprechen, zwischen der Livenza und dem Judri liegt das heutige Land Friaul: dort, wo wir beobachten, bis an das südliche Gelände der Hügel das sogenannte Pedemonte, weiter abwärts davon und nach rechts und links das Tiefland. Ist die Luft rein, so mögen wir unter den vielen Thürmen, die wie Zeigefinger aufgereckt in der Landschaft stehen, auch jenen von Aquileja erkennen. Und gleich dabei blinkt es im Sonnenschein, und das ist das Meer.

Unzählbar fast ist die Menge der Burgen des Landes. Von der Landschaft Carnien, dort hinten im Norden links im vollen Gebirge, wollen wir schweigen. Namentlich reich ist daran die kleine Hügelwelt, die von San Daniele beherrscht wird: sie eignete sich durch ihre bequemen Kuppen vorwaltend für solche Anlagen. Doch merkwürdig genug, in diesen Mittelstrichen zwischen den beiden Bergrahmen findet sich nicht eine deutsche Burg: alle sind sie auf die Ränderhöhen des Landes hingestellt, wie an den inneren Klingenkanten einer offenen Scheere, oder wie an zwei Fäden, deren Knoten in Peuscheldorf sass. Bloss dort im Südosten ist eine, aber doch gleichfalls auf einem Hügel, vorgeschoben gewesen, und weiter unten, im eigentlichen Flachlande, wo der Tagliamento zum Meere drängt, stand eine einzige: sie frass der Strom. Diese eigenthümliche Vertheilung der

deutschen Wehrstätten kann auf etwas anderem als dem Zufalle kaum beruhen; sie ist jedoch zu sonderbar, als dass man sie nicht erwähnen sollte, so sonderbar, dass sie leicht zu irrigen Folgerungen über die Stellung der deutschen Herren zum Lande Anlass geben könnte.

Diesem Reichthume an festen Ansitzen stellt sich eine verhältnissmässig nur geringe Anzahl von Städten gegenüber. Strenge genommen sind deren bloss vier, denn Portenau (Pordenone) war österreichisch, und ging durch seine Herren abgesonderte Wege. Von diesen vierten trägt jede besonderen Charakter an sich. Er nimmt sich je fast wie eine Aufgabe aus, welche die einzelnen der vier Städte im friaulischen Staatsorganismus zu besorgen übernommen hatten. Aquileja fiel der kirchliche Theil zu, denn Friaul war ein geistliches Fürstenthum und sein Landesherr der Patriarch. Es war eine Stadt, die nicht leben und nicht sterben konnte: schliesslich gelang ihr aber das Letztere. Den politischen Charakter musste sie an das spät emporgekommene Weiden (Udine) abtreten, das, so recht im Mittelpunkte der Gesamtlandschaft gelegen, auf seinem Bergschlosse oft den Patriarchen, bald aber auch für immer den weltlichen Theil der Landesverwaltung, den Landesausschuss aus dem Parlamente, in sich beherbergte. Am liebsten residirte jedoch der Patriarch zu Sibidat oder Cividale, dem alten Longobarden-, und noch älteren Römerorte; dort hatte er stets reichen Hofhalt aus dem Landesadel und der einheimischen und zuströmenden Geistlichkeit um sich, und während Weiden, minder freundlich gelegen, auch politisch dem Patriarchen mehr Pflichten auflud, und als richtige offizielle Stadt nicht genügend Erholung bot, lebte sich's in Sibidat, knapp an den jagdreichen Bergen und dem blinkenden Natison, weit heiterer. Den Handel und das Geschäft

repräsentirte das bereits erwähnte Glemaun, dem aber leider das störrische Peuscheldorf, das kleine Landpiratennest, zu sehr auf dem Nacken sass.

Und um diese Städte und zu Füßen jener Bergreihen breitet sich ein Boden aus, den wegen Annehmlichkeit und Reichthums die alten heimischen Geographen gar preislich uns vorführen. „*Dieses Landt liegt vorn auff dem Meer, hinten ist es ringweis vmb mit Gebirgen geschlossen vnd wiert also eine Gestalt von einem natürlichen Theatrum.*“ Da ist, sagt ungefähr unser guter Ortelius weiter, doch Alles nach Menschenbegehr: unter mildem Himmel weite, gut bebaute Felder, Wein in Menge, und welcher Wein! Die Wiesen fett und der Viehzucht ungemein günstig, Wald in Fülle mit trefflichem Holze, und nicht wenig Wild; die Berge haben Eisen und Blei, Zinn und Kupfer, Silber und Gold, Marmor von mancherlei Färbung, Karneole, Berylle und Krystalle, und die Einwohner verstehen sich auf Künste, Gewerbe und Handel, und wissen auch sonst flott zu leben.

So unser Landesschilderer des 16. Jahrhunderts. Es mag allerdings Manches nicht so klar am Tage gelegen haben, wie er es für seine Zeit behauptet, ebenso, wie Manches heute nicht mehr so ist, wie Jener es uns erzählt. Immer aber war es ein Land, das unter vernünftiger Verwaltung durch seine tatsächlich arbeitsame Bevölkerung und glückliche Lage „seinen Mann nähren“ konnte, besonders, wenn er noch ausserdem etwas besass, wie eben der Patriarch. Allein der Ruin dieser Landesfürsten war ihr Lehensadel. Gerade der Uebermuth dieser Herren ist ein Beleg, wie wohl sich's in Friaul leben und gedeihen liess. Es ist nur ein schwaches, und zwar ein Friedensbild, das uns ein friaulischer deutscher Dichter,

Thomas von Zirkler, vom adeligen Treiben seiner Zeit, des 13. Jahrhunderts, entrollt:

*Der eine minnet vast daz spiel,
der ander phleget zezzen viel,
der dritte phleget ze beizzen gerne,
der vierde lit ze der taverne,
der vümfte jeit ze aller zît,
der sehste bi wîben sich verlît.*

Hätte Thomasin um 50 Jahre später gelebt, so würde er noch andere Saiten haben vernehmen lassen. Denn es gibt keine Landschaft im deutschen Reiche, die schwäbischen und fränkischen Rittergaue und die brandenburgischen Marken inbegriffen, wo Ungesetzlichkeit, Rauflust und Unbotmässigkeit so arg je unter dem Adel geherrscht hätten, wie in Friaul seit dem 13. Jahrhunderte, bis endlich die Signoria zu Venedig das Patriarchat cassierte, und der schwierigen Ritterschaft den Daumen auf's Auge setzte: als der Löwe von san Marco (1420) den kecken Adler von Friaul in seinen Käfig steckte und fest die Tatze d'rauf hielt, dann kehrte Ruhe und Ordnung im Lande wider. Denn vor dem sind nirgends so viele Burgen gebrochen, wieder erbaut und neuerdings zerstört worden, nirgends so viele Herrenköpfe unter dem Beile gefallen, nirgends aber auch erlitten Landesfürsten so oft im Leben und selbst im Tode noch solche Beschimpfungen, nirgends fielen ihrer so viele zu Opfer im Ringen für ihre Autorität, nirgends war diese letztere mehr Sache des *bon plaisir* der Ritterschaft, als eben in Friaul. Und man geht wohl nicht irre, wenn man annimmt, dass, im Zusammenhange mit dem ewigen Gegensatze einer thatenlustigen Ritterschaft zu geistlichem Regimente, der Missbrauch der deutschen Verfassungseinrichtungen viele Ursache dieses stäten Wirrsales abgab. Die breite Grundlage persönlicher Freiheit, welche dem Lehenwesen eigen

war, entartete zur Zügellosigkeit, namentlich von da ab, als die Patriarchen nur mehr ein geistliches Princip darstellten, aber keinen unmittelbaren Halt mehr am deutschen Reiche und an vornehmen Verwandtschaften in demselben gegenüber ihren Mannen besaßen. In den Lehensleuten aber selber mögen die bösen Seiten des deutschen und wälschen Charakters, begünstigt durch an sich schwaches geistliches, und gelegentlich unfähiges persönliches Regiment, zur Geltung gekommen sein. Denn im Wesentlichen ging fast sämtlicher Adel Friaul's, wie er im 13. Jahrhunderte sich zeigt, von deutschem Blute aus, dem manches altlongobardische, und auch manches slavische zur Seite stand, und durch Ehen manches wälsche sich beimischte. Die Geschlechtsnamen, von Ortschaften des Landes gewählt, entscheiden nicht, eher noch die Taufnamen. Die Tradition besonders der vornehmsten Familien führt auf deutschen Ursprung zurück, wenn wir auch ihrem allzuweit gestreckten Griffe in behutsamer Gläubigkeit nicht folgen wollen.

Wie aber hat sich diese Besetzung durch deutschen Adel entwickelt? Welche Umstände haben sie herbeigeführt, und wie ist aus der ehemals römischen Landschaft ein germanischer Lehensstaat geworden? Wie mochte es kommen, dass noch heute, volle 600 Jahre nach dem Niedergange deutschen Wesens in Friaul, sich, wie schon angedeutet, so viele greifbare Spuren desselben noch immer daselbst finden?

Wir wollen nicht zu weit und nicht zu tief nach rückwärts langen.





II.

Karl der Grosse warf zu Ende des 8. Jahrhunderts das Reich des Königs Desiderius nieder. An die Stelle der longobardischen Herzoge in Friaul traten fränkische Grafen, denn an Hrodgaud, den Karl vertrauensvoll in Friaul eingesetzt, hatte er rasch trübe Erfahrung gemacht. Von da an athmeten die früher durch die ketzerischen Longobarden misshandelten Patriarchen von Aquileja auf. Der grosse Karl hatte in Cividale die letzten Seufzer Sigwalts aufgenommen: seine nächste That war, den Dichter Paulinus ihm zum Nachfolger zu geben. Jetzt begannen die Schenkungen des deutschen Reiches die verfallene Hochkirche zu heben. Allein Landesherrlichkeit übten ihre Träger noch lange nicht. Im Gegentheile fand Otto der Grosse (952) es für nöthig, Friaul mit der Mark von Verona und Treviso dem deutschen Reiche zuzuschlagen, und mit Baiern zu vereinen, das auch Kärnten beherrschte. Damals konnte man sagen, lag es zwischen Deutschland und Italien, denn seine Natur wies es Letzterem, die Politik allein Ersterem zu. Gleich einer Thürangel haftete es an Pforte und Pfosten zugleich. Diese Zeit

dauerte ungefähr 100 Jahre, und sie brachte durch die baierischen Herzoge wahrscheinlich nicht das erste, aber schon das meiste spätgermanische Adelselement ins Land: Grafen für einzelne Bezirke, andere deutsche Vornehme in noch mehrere, und das Alles mittels Güterschenkungen seitens der Kaiser sowohl, als der Herzoge. Der wachsende Reichthum der Kirche von Aquileja rührte im grossen Ganzen auch von Gaben her, welche die Kaiser deren Vorstehern, nicht immer als solchen, sondern als Mitgliedern hoher deutscher Geschlechter, die durch Stamm, Stellung und Sippe den Trägern der Reichsgewalt gleich nahe traten, zuwendeten. Dieser wachsende Besitz der Hochkirche liess nach und nach die Bedeutung der fernen baierischen Herzoge und ihrer Grafen im Lande zurücktreten, und zur Mitte des 11. Jahrhunderts wird Patriarch Poppo Landesherr in Friaul. Er ist's, dessen Ruf und Einfluss der friaulische Adel von später in seinen bedeutendsten Familien die Zuwanderung in's Land am liebsten beimessen will. Von ihm ab ist durch 200 Jahre kein nichtdeutscher Patriarch mehr auf dem Stuhle von Aquileja gesessen. Man mag sich vorstellen, wie Jeder derselben aus seinem heimatlichen Kreise gute Freunde in's fremdsprachige Land herbeiwünschte und sich nachzog, und wie Jedem von ihnen es von Werth gewesen, seinen nächsten Umgang und die Grossgrundbesitzer des Landes Eines Stammes mit ihm selber zu haben. So hat die deutsche Besetzung Friauls sich vollzogen. Zwischen ihr lebte noch bis in's 12. Jahrhundert hinein mancher longobardische Mann, aber von eigentlichen Romanen auf den Höhen der weltlichen Gesellschaft des Landes weiss die Geschichte nichts zu sagen.

Wir kennen im Ganzen die edlen Familien bajuvarischer Abkunft sehr wohl, die sich in jenen Tagen

auf dem Gebiete um den Tagliamento niederliessen. Ihre genaue Zuzugszeit, und wer zuerst kam, und wer die Andern rief, das wissen wir allerdings nicht; aber es handelt sich auch nicht darum, sondern um den schliesslichen Charakter, den sie dem Lande durch ihre Anwesenheit und ihren grossgrundherrlichen Besitz aufprägten.

Da ist zuvörderst zu Ende des 10. Jahrhunderts Herzog Heinrich von Baiern, dem unter Anderem Sacile gehört; bald nach ihm ein Graf Ozi, wahrscheinlich dem Geschlechte der bairisch-kärntnischen Grafen von Treffen entstammend, der Naun (Cordonons) besitzt, und sein Gutsnachbar, der obersteirische Graf Turdegowo, als Herr von Naunzell (Noncello). Die kärntnisch-wendischen Grafen von Zeltschach, ein Graf Friedrich, Sohn eines Grafen Eppo, die Herzöge von Kärnten aus dem Hause Eppenstein, Graf Burkard von Mosburg, Wilhelm genannt von Pozul (Pozzuolo), angeblich Mitglied des Geschlechtes der untersteirischen Markgrafen von der Sann, Markgraf Ulrich von Toscana, die Grafen von Peilstein, die Freien vom Machland aus Oberösterreich, die Grafen von Tirol, von Ortenburg, von Sponheim und von Görz — alle diese sind bis ins 12. Jahrhundert Grossgrundbesitzer im Lande Friaul geworden, neben den Patriarchen, die ihnen theils Brüder, theils Vettern gewesen. Und wie dies Heranziehen von Verwandten in den obersten Schichten eine begreifliche Sache, so das Mitnehmen und Herbeirufen von Dienstmannen aus den heimathlichen Gauen durch den deutschen Hochadel eine verständliche. Aus diesen aber bildeten sich im heimathlichen Geiste die deutsche Sitte der Lehensverfassung, und die unteren Schichten des gemeinen Rechtslebens; es strebte aus Beiden der kleine Lehensadel des Patriarchates auf, der nach Absterben oder Rückzug der

vornehmen Geschlechter im Lande blieb, und zu dessen späterer Adelskaste und Parlamentsinstitution den Grund legte.

Es ist eine ziemlich bekannte Sage im Geschlechte der Grafen von Colloredo, dass ihre Ahnherren, genannt von Wallsce, mit Patriarch Poppo aus Schwaben in Friaul einzogen. Weniger bekannt ist, dass die von Collalto sich Eines Stammes mit denen von Hohenzollern bekennen, und nicht nur auf (eine allerdings nicht augenfällige) Verwandtschaft und Stimmung beider Namen weisen, sondern auch Wappengemeinschaft beanspruchen. Thatsache ist, dass die Hohenzollern, als sie noch Burggrafen von Nürnberg, gleichfalls eine bedeutende Herrschaft in Friaul besessen haben.

Da es sich indess für unser Thema bloss um feste Plätze handelt, so mögen wir ein anderes nicht unwesentliches deutsches Element, die Hochkirchen und Klöster mit ihren Gütern in Friaul, wie Salzburg, St. Paul, Berchtesgaden, Obernburg, Gurk, Waldhausen, Milstat, und endlich den Deutschorden, nur flüchtig erwähnen.

Man sieht, an ausgiebigem persönlichen Materiale für deutsche Bauanlagen fehlte es nicht. Dass der Letzteren nicht mehr, und nur Burgen, und nicht auch Dörfer mit deutschen Namen waren, hängt theils mit der hohen Cultur des Landes überhaupt zusammen. Es brauchte da kaum Zuwanderer bäuerlicher Kreise aus deutscher Ferne als Neugründer dörflicher Siedelungen; es gab der rhätoromanischen und slavischen Hände, welche die Hacke und den Pflug führten, wohl genug, und wenn deutsche Bauern eintraten, so setzten sie sich wahrscheinlich in bloss verlassene, doch aber schon von früher benannte Nester. Wer da aus bairischen Gauen daherkam, that es im Allgemeinen zu persönlichem Dienste, und mit

dem Stücke Land oder der Hube, die ihm sein Herr lehensweise überliess, fügte er sich der eingeborenen Bevölkerung ein, oder er sass mit Anderen zusammen auf einem Schlosse, und half dort seinem Herrn die bäuerlichen Abgaben sammeln, und auch verzehren, und gelegentliche Feindschaften mit dem Stahle ausgleichen.

Der Ausgang der vornehmen deutschen Geschlechter und ihr Ende in Friaul ist ein Thema für sich. Es genüge zu sagen, dass mit der Mitte des 13. Jahrhunderts sie fast alle aus dem Lande verschwunden waren. Von Bedeutung blieben nur die Herzoge von Oesterreich, als Erben von Naun und Gebieter zu Portenau und Herrn einer Anzahl, auch bedeutender Lehensmannen, dann die Grafen von Görz, die Grossquäler des Patriarchates. Es mag nicht nur der gemeine Sinn für kriegerisches Wesen im friaulischen Landadel gewesen sein, sondern auch ein gewisses Bewusstsein alter Stammesverbindung, der denselben so oft zum Anschlusse an diese Grafen, und zur Befehdung der eigenen Landesherren veranlasste.

Man wird zugeben, dass bei so reicher Besetzung Friauls durch deutschen Hochadel und seine Mannen die Existenz deutscher Burgen im Lande eine auffällige Sache nicht ist. Es wäre eher zu wundern, wenn solche nicht nachgewiesen werden könnten. Haben doch derlei Gründungen sogar in den Bergen der Lombardei stattgefunden, wo dieselben Verhältnisse in gleicher Ausdehnung nicht eingriffen!

Es gab nun in Friaul solcher Vesten eine ziemliche Zahl. Von dem oben gedachten Lugaus zu San Daniele könnte man die meisten derselben mit dem Finger in ihren Standorten markiren, wenn nicht sogar sehen. Die grössere Menge lag (oder liegt in

Trümmern noch heute) an den Abhängen des östlichen Bergrandes; wenige nur, wie schon angedeutet, hat man auf die Westseite gelagert. Dort mochte im Walde noch unverwertheter Platz sein. Dazu kam der heimatliche Brauch, diese festen Stätten an minder leicht angreifbaren Puncten zu errichten, zur Wehre und Spähe gleich dienbar, daher die Ebene fast ausgeschlossen blieb.

Die Zeiten ihrer Erbauung fast sind durchwegs unbekannt, allein keine der Burgen datirt darin nach dem Beginne des 13. Jahrhunderts. Eine Anzahl gehört unbedingt schon dem frühen 12., eine und die andere wahrscheinlich oder auch gewiss bereits dem 11. Jahrhunderte an. Ihre theilweise noch sehr gut erkennbaren Bauformen weisen zumeist auf die ursprüngliche Anlage als Warten hin. Der Bodenraum gestattete in sehr wenigen Fällen eine Erweiterung. Schon dies ist ein Merkmal sehr alter Zeit. Jede spätere Periode ging mit mehr Bedürfnissen und grösserem Ausblicke für die Verwerthung des Baues an solche Schöpfungen. Ob dieser Schmalheit des Bewegungsraumes kann man wohl annehmen, dass in sehr vielen Fällen Leute, die sich von diesen Burgen nennen, nicht die Herren, sondern blos Burgmannen, und zwar öfter sogar verschiedener Familien zur selben Zeit, gewesen sind.

So wäre die Erzählung in allgemeinen Umrissen von Land und Leuten so weit gediehen, dass der Erzähler selber nun den Spaziergang nach den einzelnen Burgstätten deutschen Namens antreten kann. Es kann ihm dabei diesmal etwas leichter ergehen, als zuweilen in der Wirklichkeit es der Fall gewesen: er hat keine Berge mehr zu erklettern, steinige Höhen herabzuklimmen, keine Flüsse und Bäche mehr auf den Schultern von Trägern zu passiren, wie damals, er wandert nicht mehr in Gesellschaft dienstfreier

Gesellen, invalider Soldaten, slavisch - italienischer Priester, des *cameriere* irgend eines Dorfgasthofes, oder auch lebenswürdiger, in Kunst dilettirender Edelleute, sondern gemächlich in der Erinnerung am Schreibtische, in gern gedachter Begleitung von Lesern, welche an diesen Excursen etwa Gefallen finden. Und wenn er dabei Eines und das Andere, was er lieber nicht genossen haben möchte, auch leicht entbehrt, so denkt er doch wieder vergnüglich an jene sonnigen Stunden, wo er (unter leichter Aenderung Virgils, mit dessen Erlaubniss,) sagen konnte,

. . . *potui mediis elapsus a(r)chivis
Illyricos penetrare sinus, atque intima tutus
regna Liburnorum, et fontem superare Timavi . .*

an einzelne Tage, Orte und Personen, und die Freundlichkeit aller dieser drei Factoren, welche den Aufenthalt an fremder Stätte und die Erinnerung daran in gleicher Weise lieb machen.

Wir gehen vom Knotenpuncte jener zwei Burgreihen, von dem selten gepriesenen Peuscheldorf aus. Wenn ein wälsches Städtchen einmal auf den Punct gelangt ist, dass selbst der genügsame Italiener, falls er über die Mittagsstunden dort weilen muss, nothdürftige Esswaaren in der Tasche mit sich nimmt, dann ist es mit dem Flecken weit gekommen. Wer ein durch und durch mittelalttriges Nest sehen will, mit doppelten, stellenweise recht gut erhaltenen Stadtmauern, zum Theile aus dem 14. Jahrhunderte, mit einem unvollendeten, aber sehr schön angelegten Dome, mit engen Strassen, hohen schmalen Häusern, alles staubig und wüst, mit einem verfallenden Rathhause, dessen prachthvolle Fresken in der sogenannten *pergola* (Vorhalle) die Müssigsitzer und Marktleute und Querulanten mit ihren Rücken abreiben, wo allenthalben der lockere

Stein, wenn nicht die Ruine hervorguckt, aber auch wer zerbröckelnde Bauten und schiefe Bauanlagen für Zeichnungszwecke sucht, — der gehe nach Peuscheldorf, oder, wie es an Ort und Stelle heisst, Venzone. Die Stadt selbst mumificirt gleich den Leichen ihrer ehemaligen Pfarrer in dem Karner des Domes. Wie grell ist doch der Unterschied gegenüber dem nahen, netten, lebhaften Glemaun, dem freundlichen San Daniel, dem stillen Sibidat, und dem ernstesten, baugeschichtlich so hochinteressanten und nicht unlieblichen Spengenberg! Und um diesen Fleck stritten sich Nationen; denn wer Peuscheldorf besass, hielt den friaulischen Handel fest, und der war zugleich ein gut Theil des venetianischen, überseeischen. Um diese Mauern ist viel Blut geflossen, und mancher wackere deutsche und wälsche Mann hat da in dem langjährigen Ringen geendet.

Der Ort war eine richtige Thalsperre. Zwischen uraltem Gerölle liegt er eingebettet, das hinter ihm der Berg, vor ihm der Tagliament, oder besser dessen breites linkes Kieselufer absondert. Da konnte Niemand vorbei, der nicht mit den Peuscheldorfern gut Freund war. Und diese Prachtlage, allem Handel und Wandel in der Gegend Vorschriften zu machen, sicherte die Stadt und ihr jeweiliger Herr durch besondere Burgen. Deren waren mindestens zwei; aber es mögen auch drei gewesen sein, denn wir kennen drei Namen von solchen in oder zunächst Peuscheldorf. Um 1200 besass die Familie von Mels Stadt und Burgen lehensweise. Wenige Jahre darauf theilte dieselbe den Besitz mit jener von Arcano, und zwar nahm jene die Burg „S a t i m b e r c h“ (Schattenberg?), diese die Veste S t a r h e m b e r g. Letztere trug frühzeitig und abwechselnd auch den romanischen Namen Montfort. Im 14. Jahrhunderte wird uns statt der ersteren Burg noch Heissen-

stein (? „Assenstein“) genannt. Ob das eine neue Burg, oder nur ein neuer Name für „Satimberch“, oder ob dieses verfallen, und „Assenstein“ dafür gebaut worden, das lässt sich nicht sagen. An anderen Orten, wo das Volk dauernd an seiner Scholle hängt, als der Colone in Friaul, wo es mit dem romanischen Wesen uneigener Wärme die Sagen der Heimstätte pflegt, würde vielleicht eine solche auch bei Peuscheldorf Auskunft, oder doch Fingerzeige geben. Allein dort weiss Niemand auch selbst nur das Geringste über die Lage irgend eines dieses Burgenkleeblatts. Höchstens wird man auf ein altersmüdes, halb geborstenes, halb angebrochenes Fort aus der Venetianer Zeit gewiesen, das auf einem niederen Blocke am Ufer steht. Montfort, sagen friaulische Gelehrte, sei jenseits des Tagliament gestanden — was, nebenbei gedacht, nicht wahrscheinlich. In dem Hause eines Signore, der zu Weiden begreiflich weit lieber residirt, als in dem ungastlichen Peuscheldorf, befindet sich im Hofe ein aufsteigender Fels, auf dessen Kuppe man Spuren eines Baues entdeckt haben will. Sicherheit brachte keine Auskunft. Mit dem, was die Documente Spärliches besagen, muss man sich da begnügen. Die Dinge waren eben, und jetzt sind sie nicht mehr; und was die Zeit nicht that, das ruinirte Venedig, dem alles Feudale zuwider war.

Diese Burgen spielten namentlich zwischen 1285 und 1365 mit der Stadt unter und neben ihnen eine verderbliche Rolle fürs Land. Um 1285 nämlich verkaufte ein Herr von Mels, der den Lehencomplex ungetheilt inne hatte, die Stadt aus Bosheit an den Grafen Albrecht von Görz, aus der Sippe der Erbfeinde des Patriarchates. Patriarch Ottobonus nahm sie 1307 ein, und brach ihre widerrechtlich aufgeführten Befestigungen. Gleich darauf setzte Herzog

Heinrich von Kärnten sich in ihren Besitz. Die Mauern, welche er dem Städtchen wieder gab, stehen zum guten Theile heute noch. Von da ab galt Peuscheldorf als chronische Klage im Parlamente von Friaul. Unter dem Schutze der kärntnischen Hauptleute auf seinen Burgen verfuhr es rücksichtslos gegenüber den allgemeinen Handelsinteressen, namentlich aber gegen das benachbarte Glemaun, dem die Stapelrechte eigentlich gebührten. Dann setzte abermals Görz dort sich fest. Da kam der rührige Franzose, Patriarch Bertrand von St. Genois: er stellte die Autorität der Kirche zu Peuscheldorf wieder her, nachdem er zuvor die Görzer jenseits des Tagliament bei Braulins vollständig geschlagen. Mit der unterworfenen Stadt glich er sich in kluger Weise aus: er gab ihr Rechte, wo sie früher nur selbstgenommene, abgetroztte Concessionen besessen, und erbaute ihren Dom, und schied es pfarrlich von Glemaun. Denn auch die Priesterschaft von Peuscheldorf und der Herr Pfarrer von Glemaun wetteiferten mit den Bürgern in Feindseligkeit. Sein eigenes Urtheil indess bricht über die Stadt den Stab. „Sehr fest ist sie,“ sagte er in einem Briefe, „aber voll Gesindel steckt sie auch.“ Sein Nachfolger Nikolaus, der Bastardbruder Kaiser Karl's IV., musste Peuscheldorf an Oesterreich abtreten, und durch 14 Jahre erneuerten sich annähernd die gleichen Verhältnisse zum Patriarchate wie vordem. Wir wollen nur noch bemerken, dass in dieser Zeit eine zahlreiche deutsche Colonie von Handelsleuten und Frächtern zu Peuscheldorf sich entwickelte. Aber als 1365 die Oesterreicher, welche ganz Friaul schon annexirt wähten aus dem Lande verdrängt wurden, da schloss auch dieser blutige Fleck Erde seinen Frieden mit dem natürlichen Herrn, und die deutsche Colonie verringerte sich, und an die Stelle des Spottes über

die gemassregelten Wälschen trat in der geänderten Bevölkerung jener über die hinausmanövrirten Deutschen. Man kann aus späteren Karten und Reisebeschreibungen erkennen, wie auch nach 1365 auf deutscher Seite wieder versucht worden, jene Unfälle zu corrigiren und den Bergfürsten zuzuwenden, was Bergland war. So heisst es auf den friaulischen Mappen des Blaew und Anderer bei Venzone: „*Hic terminus est ditionis Venetorum*“, und Freund und Landsmann Zeidler sagt: „*bei Peuscheldorf endet sich der Venediger Gebiet*“. Das ist ungefähr so zu verstehen, wie ja auch Karten vom Anfange dieses Jahrhunderts Theile von Kärnten und Krain als dem Königreiche Illyrien und dem französischen Kaiserthume angehörig vorstellen. Thatsächlich haben von Max I. angefangen die Deutschen und Oesterreicher wiederholt ihre Machtsphäre bis an den Zusammenfluss der Fella mit dem Tagliament vorgeschoben, und auch jahrelang sich daselbst behauptet. Denn im Gebirge stand der Venediger Soldknecht vor dem deutschen zurück. Aber die Sache änderte sich wieder in Friedensabschlüssen, und die Ergebnisse dieser drangen nicht rasch genug bis in die Stuben der Landkartenmacher zu Augsburg, Nürnberg und Amsterdam, und so liest sich jener Beisatz noch lange Zeit über die Stunde der Wahrheit hinaus.

Aber da wir denn die Burgställe von Peuscheldorf mit Sicherheit nicht finden können, so nehmen wir den Wanderstab und ziehen weiter nach Glemnaun.

Ehe man zu dieser Stadt aufsteigt, passirt man Spitalett. Ober diesem Dorfe links, wo jetzt nur kahle Höhen aufwärts gehen, stand auf einer derselben die Burg Grossenberg. Sie hatte den Grafen Heinrich von Tirol zum Gründer, und datirt sonach mindestens aus dem 12. Jahrhundert. Dieser Graf war Vogt der

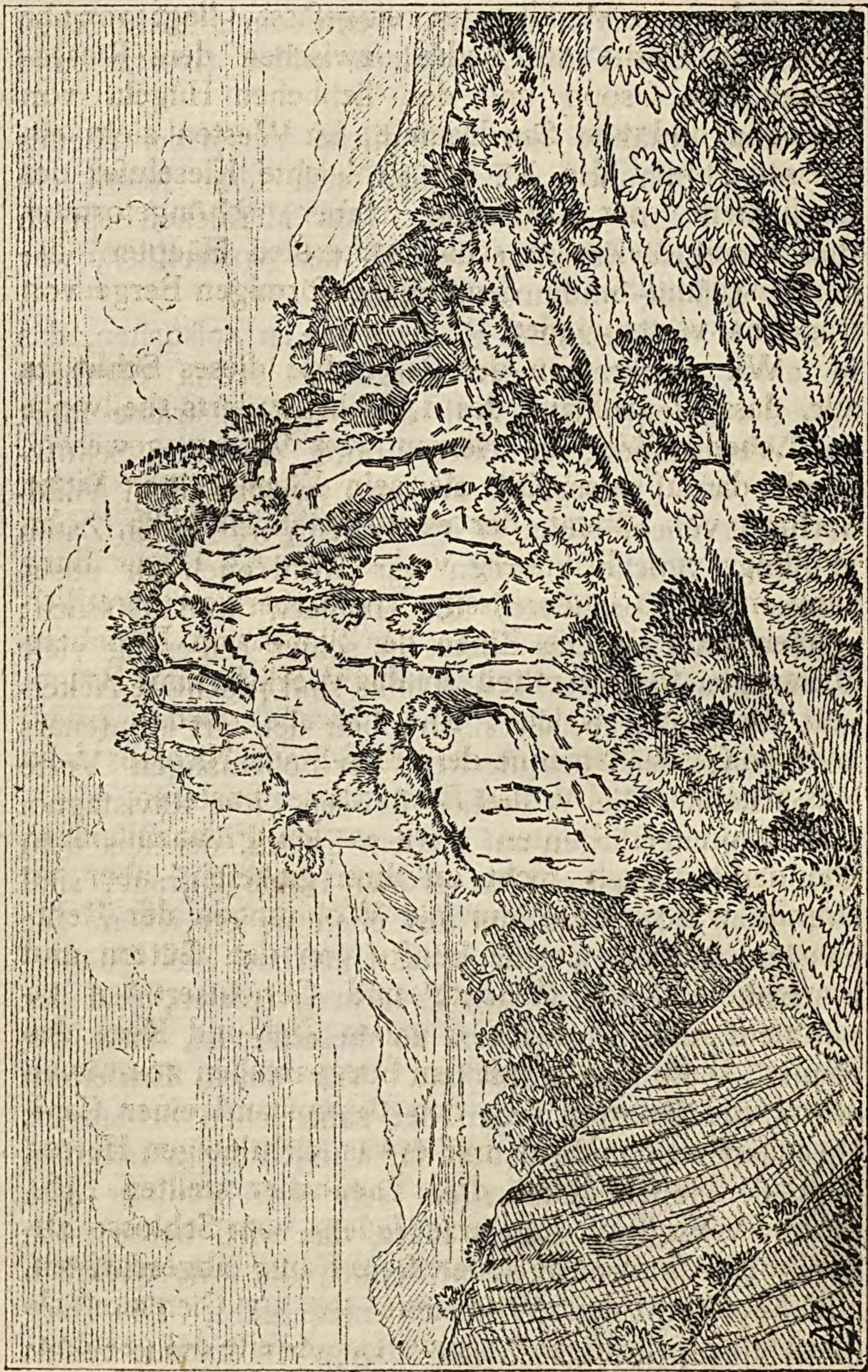
Handelsstrasse, wenigstens durch die Landschaft Carnien. Wie er aber zu diesem Einflusse und zu Besitz von Friaul gekommen, das ist gänzlich im Dunkel. Seine Burg muss die Leute von Glemaun etwas genirt haben, denn eines schönen Tages — es war in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts — zogen sie vor dieselbe, und nahmen sie und brachen sie, und der Patriarch war dess zufrieden. Sie stand nicht wieder auf. Mit ihr fiel auch der Wald. Wo er aufragte und die Burg herabdrohte, darüber rinnt wohl jetzt Kies und Schutt aus den Klüften zwischen den Bergen Guarnau und Ambruseil.

Daher schreiten wir weiter, gegen Südosten, am waldigen Abhange hin, und erreichen nach etwa zwei Stunden das grosse und schöne Dorf Artegna. Die Deutschen sollen es früher Ardingen genannt haben; ich will es aber nicht verbürgen. Von hier stammte Werner, der Erzpriester zu San Daniel, der an dem Orte seiner langjährigen Thätigkeit (1461) eine reizende Bibliothek begründete, vom Erzbischofe Fontanini und Anderen später vermehrt, und in einem stylvollen Locale aufgestellt. Dem Andenken seines Namens und seiner Stiftung, die schon manch' gelehrtes Herz erfreute, widmen wir einen Augenblick, dann sehen wir einen Führer und Träger zu erlangen. Den verschafft uns ein freundlicher Mann, der seine Zeit bei schönem Wetter zwischen dem Bahnhofe und seinem Hause mehrere Male des Tages vertheilt, ohne von da etwas mitzunehmen, noch von dort etwas zu bringen. Er sendet ein Männchen, dessen Lebhaftigkeit und rascher Gang allerdings zu den nahezu 70 Jahren nicht stimmt, die er wohlgezählt tragen will. Aber er war Soldat gewesen und rechnete vielleicht die Kriegsjahre doppelt, und er

hatte deren viele gehabt, wenn auch nicht eben wider äussere Feinde, sondern wider Gesetze und Vorgesetzte.

Das erzählte der freundliche Vermittler abends auf dem Bahnhofe. Es liess sich aber kaum ein besserer Führer wünschen. Das Männchen sprach fünf Sprachen, darunter deutsch fast vortrefflich, war findig, gefällig und unermüdlich.

Wir wollen zuerst Rabenstein aufsuchen, das in einer Buchtung der Bergreihe etwas oberhalb Artegna gelegen ist. Auf schöner Bergstrasse führt der Weg empor; er überschreitet zuweilen Schutzbauten von grossartiger Anlage, welche dem Wildbache Orvenco, wenn er ins Tollen geräth, den Zaum anlegen. Solche könnten wir wohl auch für unser armes Tirol brauchen, für Toblach und Dölsach; namentlich Letzteres bietet in seiner Lagerung viele Verwandtschaft. Rechts und links sind prächtige Acker- und Weinculturen, die hoch oben den Ort Montenars umfassen, den Burgflecken der ehemaligen Veste Rabenstein. Die Wälschen heissen diese Ravistagno. Ihre Trümmer liegen auf steilem Felsen, der aus dem Thale des Orvenco über grüner Halde aufragt, sind aber von Montenars aus fast eben zu erreichen. Sie zeigen noch einen sehr alten Unterbau aus Quaderblöcken, in dessen Fugen Eidechsen spielen, und der mit Gras und Sträuchern so beseitet ist, dass der ehemalige Zugang unfindbar. Vor einem Erklettern warnt der Führer wegen der zahlreichen Schlangen. Das lässt sich indess bei der Umgehung abnehmen, dass der innere Raum ein sehr beschränkter sein muss. Was ihn vormals füllte, das wird heute noch durch eine Thurmecke repräsentirt, die wahrscheinlich auch bald in den Wildbach niedergeht. Die Burg muss eine prächtige Warte abgegeben haben: rechts



Nach der Natur v. Zahn.

Ausgef. v. Prof. Ritter v. Kurz.

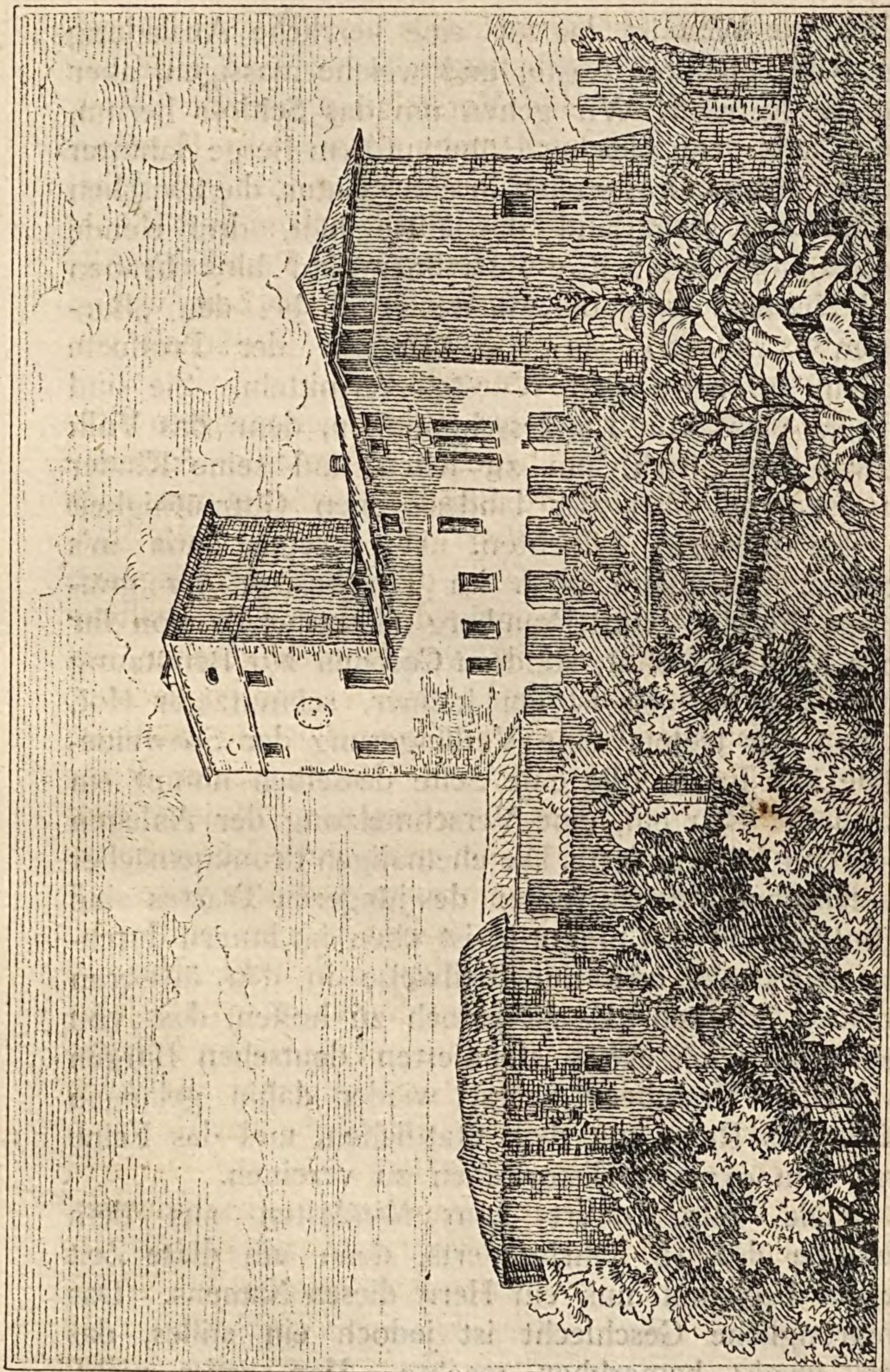
1. RABENSTEIN BEI ARTEGNA.
(RAVISTAGNO.)

und links von Waldbergen eingefasst, liegt vor ihr die grüne Ebene des Ledra, zwischen dem Riesenglocke von Osopp und den lieblichen Hügeln von Ragogna und von San Daniele; im Westen zieht ein weisser Streif, das ist das gebleichte Kieselufer des Tagliament, der am Fusse blauer, schöngeformter Höhen mit theilweise scharf gekerbten Häuptern dahinfließt, und hinter dem kuchenförmigen Berge von Ragogna verschwindet.

Wir wissen von der Geschichte dieses Schlosses nur, dass es zu Ende des 13. Jahrhunderts theilweise im Lehenbesitze der Herren von Varmo gewesen; gleich darauf erscheint als sein Eigenthümer Ritter Gerhard von Sibidat, der es 1287 an Heinrich, Sohn Wulfings vom Pramberg verkaufte. An dieser Burg kann man das lehenmässige Theilhaberwesen trefflich kennen lernen. Die Einen der Sippe von Pramberg übertrugen ihren Antheil an das Wechslerhaus Brugni von Glemaun, welches eine Parcellen wieder einem anderen Geschäftsmanne derselben Stadt, Nicolaus dalla Massaria, abtrat. Um den Besitz dieser finsternen, engen und winkeligen Bauten wäre es den Finanzmännern von damals auch nicht zu thun gewesen, aber im Grunde waren diese nur die Wohnungen der Rentmeister, welche die Einkünfte von den Gütern und Bauernhöfen, die Zehente und Gerichtserträge zu sammeln hatten, und sie gaben Ziel und Kern des Kaufes. Diese gingen mit den Burgparcellen zusammen über, und konnten also den Gegenstand einer Capitalsanlage im Verkehre mit etwas leichtlebigen Herren bilden. Die besagten drei Theilhaber stellten 1364 in einem Vertrage fest, was Jedem vom Schlosse zugehöre; dabei wurde jeder freie Raum abgeschritten, mit Mannsschritten, wie man sie zu Glemaun als Massstab benützte, und bis zur Handbreite des gewöhn-

lichen Menschen abgegrenzt. Da die grössten Längen vier und fünf Schritte betrugen, kann man sich von der Enge der Burg eine Vorstellung machen. Nach und nach traten immer mehr Glemoneser Familien in die Antheile ein; so zu Anfang des 15. Jahrhunderts die Krämer (Cramis), die Fantoni und Binder (Pinta), bis endlich die Herren von Pramberg Alle wieder auskauften, und bis fast in unsere Zeit, wenigstens als Theilhaber, am Besitze der Herrschaft von Rabentein und Montenars verblieben.

Nach deren eigentlichen und gleichnamigem Sitze wollen wir uns jetzt begeben. Agostino Antonini detto Boresi, der heitere Sträfling, geleitet uns nach Artegna zurück. Der Weg geht von da nach Südosten weiter; gar nicht lang, und knapp bei Magnano stehen wir vor dem Hügel, der das wohlerhaltene Pramberg trägt. Es ist, von Norden gesehen, ein ritterlich zweckvoller, aber ziemlich grob gegliederter, und für's Künstlerauge gleichgültiger Bau: ein kräftiger, quadratischer Thurm, wie ein Officier seiner Rotte vorgeschoben, dahinter in gebogenen Linien, dem Bodenverlaufe angepasst, ein sehr stark körperhaftes Wohnhaus, dessen Aussenmauern streckenweise zugleich als Wehren gedient haben mögen, mit spärlichen Fenstern und ohne allen Schmuck. Nur an dem einen Theile der Hoffront hat etwa das 17. Jahrhundert in der Fensterkuppelung etwas einem Palazzo Aehnliches beigelegt. Aber so ungefähr ist auch Spengenberg, und auch dort weist blos der Hofraum die zierlicheren, künstlerischen Baupartien auf. Dafür ist die landschaftliche Basis und Umgebung desto schmucker. Denn den Westabhang der von schweren Bergen des Hintergrundes vorgeschobenen Anhöhe ziert ein Wäldchen von Kastanienbäumen, wie ich deren in gleicher Stattlichkeit nur unterhalb Leoben bei Meran



Nach der Natur v. Zahn.

Ausgef. v. Prof. Ritter v. Kurz.

2. PRAMBERG BEI ARTEGNA.
(PRAMPERGO.)

gesehen. Was ist das für eine herrliche Ausladung der dichtbelaubten Aeste, und welche massigen, aber stolzen Formen! Wir gehen um das Schloss herum, einen Blick von gleicher Höhe auf dem Berge dahinter zu gewinnen. Dort stehen in einer Natur, die zwischen Wald und Ackerland die Mitte hält, drei elende Colonenhäuschen; ihre Bewohner sind blos Frauen und Kinder, denn die Männer sind bei den „Barbaren“, welchen sie die Genüsse der Producte Italiens an Käse und Würsten vermitteln. Sie sind Typen, nicht von Landesschönheiten, denn das Volk überanstrengt sich, um zu leben und seine Kinder zu erhalten, aber der landeseigenen Gutmüthigkeit in den niederen Schichten. Wir treten dann in's Schloss, das heute noch im Theilbesitze der gräflichen Familie von Pramberg (Prampero), von ihr aber nicht bewohnt, sondern Colonen zur Benützung überlassen ist. Es ist ein kleiner, schmutziger Hof, in den wir treten, eine Verlängerung der Schweineställe in's Freie: die eine Seite desselben nimmt ein stattlicher Bau ein, eine Verschmelzung der Anlagen mehrerer Jahrhunderte. Die ehemaligen Prunkgemächer in den oberen Stockwerken des jüngeren Tractes sind Schuttböden; das Signorile ist eben im Innern durchaus abgestreift und nur theilweise in den äusseren Formen erhalten. Es ist jedoch zu hoffen, dass von den zwei noch etwas standfesten deutschen Burgen in Friaul Pramberg zuerst wieder dahin gelangen wird, das Reine mit dem Stattlichen, und das Feine und dem exquisit Historischen zu vereinen.

Die Burg datirt zum Mindesten aus dem Beginne des 12. Jahrhunderts, denn um diese Zeit bereits begegnet uns ein Herr dieses Namens. Das ursprüngliche Geschlecht ist jedoch ein stilles, das sich wenig bemerkbar machte. Man weiss nicht,

von wannen es kam, wie es lebte und im Lande sich stellte, wann es abging, und was dann mit der Burg geschah. Thatsache ist nur, dass eine Burgmannenfamilie von Glemaun um 1300 die Veste Pramberg kaufte, sich von da ab davon nannte, und das erst ist die Sippe dieses Namens, welche mit gräflichem Titel heute noch blüht.





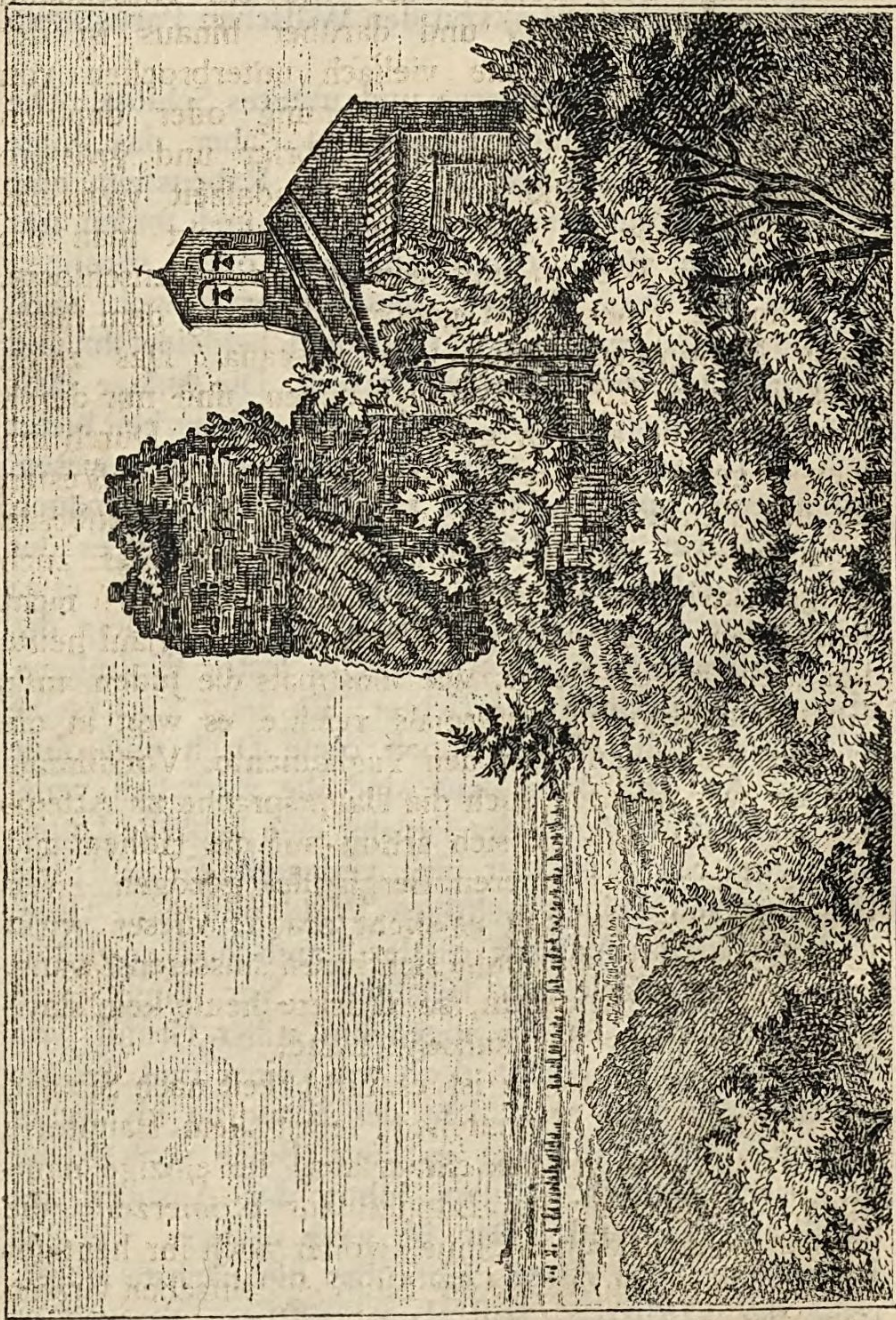
III.

Nunmehr gehen wir nach Weiden zurück. Es ist vorzuziehen, die Spaziergänge von der günstig im Mittelpunkte gelegenen Landeshauptstadt aus radial abzumachen. Die Flecken an der Berglehne oder in deren Buchtungen sind zwar gross und volkreich, aber so unwirthlich, dass wir sie über das dringendste Mass hinaus nicht versuchen wollen.

So greifen wir einen feinen Morgen unter Septembertagen heraus, und ziehen, ein lebenswürdiger Edelmann und geschickter Dilettant in malender Kunst und der Erzähler, im flotten Wägelchen von Weiden gegen Nordosten, überschreiten den wasserlosen Torre, lassen Faedis rechts, und tauchen zwischen niederen, jungbewaldeten Hügeln ein. Diese sind die Vorposten der kräftigen Hauptketten des Hintergrundes, wo noch vollständig wendische Bevölkerung lebt, und den bösen Bach Malina entlang halten wir endlich zu Attems (Attimis), der Ausgangsstätte des bekannten, in österreichischen Landen noch heute reichen Grafengeschlechtes dieses Namens. Von da schlagen wir zu Fuss ein Querthal gegen Südosten ein,

und bald führt uns der Weg angesichts der Ruinen von Perchtenstein, von den Wälschen Partistagno geheissen.

Wir sehen ein oberes und unteres Schloss. Die Baulichkeiten scheinen ausgedehnt, aber das Auge täuscht, denn die Lage ist, wie bei Rabenstein, eine sehr hohe. Wir gelangen zur Spitze und finden nur die massige Ecke eines Thurmes oder sonstigen Theiles der Burg. Epheu, dessen Wurzel wohl nach Jahrhunderten gerechnet werden kann, bekleidet ihn und anderes total verfallenes Mauerwerk. Die Anlage lässt nur schwer einen klaren Blick thun; die Sicherheit bietet sich aber, dass jene keineswegs umfangreich gewesen. Eine neue Capelle schliesst an das morsche Gemäuer, — ganz wie auf unserem Boden so häufig es der Fall ist. Allein den westlichen Hang abwärts, etwa 40 Schritte vom oberen Schlosse, hatte ein Herr des 15. Jahrhunderts sich ein oblonges festes Wohnhaus, also ein Niederschloss errichtet. Es zeigt noch seine Wände in voller Höhe, doch ohne Dach und ohne Böden. An dem öden Baue sind die zierlichen venetianischen Spitzbögen der Fenster eine liebliche Unterbrechung. Sonst ist hier eine verlassene Gegend; die Hügel tragen keinen richtigen Wald und kein Haus, und zur Idylle mangelt es der Landschaft an Völle, und so der Seele am Behagen. Nur hinter dem oberen Schlosse ist ein angenehm stiller Grund, von Kastanienbäumen belebt, doch von keiner rauschenden Quelle. Es fehlt also nicht der Natur an idyllischer Neigung und Kraft, aber es kürzt Beide vorfrüh der praktische Mensch. Indess lohnt der Ausblick ins friaulische Tiefland. Der ist ganz anders, wie bei Rabenstein: das Auge zieht über die nächste Hügelreihe der Vorberge, und dann trifft es, so weit es auch reicht, auf keine Höhe; Pappelreihen markiren



Nach der Natur v. Zahn.

Ausgef. v. Prof. Ritter v. Kurz

PERCHTENSTEIN BEI ATTIMIS.

den Gang des Torre, der wie ein Riesenband in der Sonne bleicht, und darüber hinaus ist der breite Streif der Ebene vielfach unterbrochen von Baumgruppen grösserer Ausdehnung oder dunklen Flecken überhaupt: das sind Dörfer und grössere Ansitze, wie solche aus alter Feudalzeit viele das Land schmücken, und seitwärts erblickt man die Umrisse von Weiden und seinem Patriarchenschlosse.

Im 12. Jahrhundert gehörte die Burg dem flüchtigen Markgrafen Ulrich von Toscana. Das zeigt, dass sie schon früher bestanden haben, und nur durch Familienbande an ihn gelangt sein muss. Durch ihn kam es geschenkweise mit Attems und anderen Vesten an das Patriarchat. Von da ab ist sie Lehenbesitz verschiedener dunkler Namensträger, darunter auch einige slavische zu sein scheinen. Das darf nicht befremden. Das wendische Element ist in Friaul heute nur mehr auf die Berge, wie einstmals die Juden auf's Ghetto, angewiesen; vormals reichte es weit in die Ebene, und sogar über den Tagliamento. Vor fünfzig Jahren war slavisch auch die Hauptsprache zu Attems selber; jetzt hat es sich schon auf die Höhen und in die Tiefen des inneren Berglandes gezogen. Vor dem Romanismus hält es nicht Stand; dieser wirkt unwiderstehlich, aber ohne sichtbaren äusseren Zwang. Käme es ihm darauf an, so drückte heute kein slavischer Fuss mehr das italische Land,

Von Perchtenstein ist es nicht weit nach Sibidat, der Hofstadt der Patriarchen, einst dem Hauptorte von Friaul, ehe Weiden emporkam, die einzige namhafte Binnenstadt des Landes zur Römerzeit, die *civitas* im eigentlichen Sinne, woher auch ihr heutiger Name. Dann wurde sie der Sitz der deutschen Grafen der Karolinger- und Ottonenzeit, wie vormals der Longobardenherzoge. In ihr gemahnt es uns an den

Diakon Paulus, Sohn des Longobarden Warnefried, den einzigen echten Historiker, den Friaul im Mittelalter zeugte: Sibidat ist nämlich sein Geburtsort. Auf sein Haus weist man noch heute: es ist ein bescheidenes Anwesen, das nur seinen Spitzbogenfenstern den Ruf verdankt, den Geschichtsschreiber beherbergt zu haben. In Wahrheit aber stehen beide, Mann und Haus, mit ihrem Eintritte ins Leben etwa 700 Jahre auseinander. Dagegen mögen wir spätgermanische Erinnerungen an der kühnen Brücke pflegen, welche, über den Natison gespannt, die Stadt mit der Ostvorstadt verbindet. Ihren Bau im 14., und ihre Wiedererrichtung im 16. Jahrhunderte haben namentlich nachweisbare deutsche Meister geleitet.

Um Sibidat ist ein Vierblatt deutscher Burgen, drei ganz nahe der Stadt, die vierte etwas entfernter.

Wir suchen zuerst Scharfenberg. In der Gegend und sonst nennt man es, aus dem „Scorphimberch“ des Mittelalters zurechtgelautes, Soffumbergo. Wir erzählen von ihm zuerst, nicht allein weil am wenigsten davon zu sagen ist, sondern weil vermuthlich am meisten davon zu berichten wäre, wenn es noch stünde, wie etwa Pramberg oder Spengenberg. Deswegen haben wir es angelegentlich gesucht. Denn es muss ein stattlicher Aufenthalt gewesen sein, da es den Patriarchen des 13. und 14. Jahrhunderts oft als Sommerresidenz gedient. Allein in dem praktischen Eingebornen gibt es für das Festhalten und Vererben von Traditionen gefallener Grössen wenig Stimmung, ausser der steifen und ewig widerkehrenden Familiensage, keine, und eine Sagenwelt, wie auf deutschem oder slavischem Boden, noch weniger. Und wie reich dafür hätte nicht der friaulische Boden produciren können! So galt es in Sibidat eine förmliche Umfrage, und was der Bürgermeister nicht wusste,

brachte schliesslich ein Jägersmann, der „im Wald und auf der Haide“ dem spärlichen Wilde nachstrebt, zu Tage. Die allgemeine Unkenntniss war aber auch zugleich Massstab des Gefundenen.

Zwischen Prestento und Campeglio, etwa eine Stunde nordwestlich von Sibidat, recken die stattlichen Waldberge einen langgezogenen Hügel vor, mit besonderem Vorsprunge, Alles mit schäbigem Gestrüppe bedeckt auf steinigem Boden. Dieser karge Wuchs gestattet die Form des Hügels, der den Namen „Balcone“ führte und etwa noch trägt, zu beobachten: er bildet oben einen scharfen Rücken. Das ist die Stätte von Scharfenberg und daher auch der Name. Selbst an Ort und Stelle kostet es noch Mühe, darüber sich zurechtzufinden. Hierlands ist der Pfarrer die Auskunftstation. Bei uns würde man den Richter im Dorfe zuerst fragen, meist erbeingesessen, und auch sonst die Quelle dörfischer und ortsgeschichtlicher Weisheit. Das ist dort unten nicht thunlich. Wir gehen ab und zu in Begleitung des Priesterpaares von Prestento: wir suchen die Huben am Fusse des Berges auf, und gegenüber davon einen ehemaligen Palazzo — der Begriff ist dehnbar, wie ein Orakel — den ein alter Bauer bewohnt. Seine Familie hat den Sitz schon an 200 Jahre, doch von Soffumbergo hat er nie gehört. Aber im 18. Jahrhundert skizzirte ein Sibidater Chronist, Sturolo, der ohne Schaden fürs Land bisher ungedruckt geblieben ist, die Lage genau. Das gestattet den Schluss, dass damals in Friaul eingehender Geschichte getrieben wurde, als jetzt. Nach vielen Fragen erinnert ein Colone sich, dass auf dem Hügel Balcon Mauertrümmer vorhanden, doch verstreut und ohne Erhebung. Der Fleck dort oben ist der richtige, und das wird uns auch im gräflichen Hause del Torre zu Sibidat be-

bestätiget. Vor nicht allzulanger Zeit besass dasselbe noch Antheile des ehemaligen Burgfriedens, und reiche, schöne Wälder davon, und scheint es, dass einige der Vorfahren Burgmannen daselbst, und später sogar Besitzer des Schlosses gewesen. In einem Güterinventare dieses Geschlechtes aus dem 13. Jahrhunderte findet sich auch ein Grundstück notirt, unterhalb Scharfenberg gelegen, eine Wiese, genannt „Hellerain“. Welch anmuthende Bezeichnung! *)

Es war ein Lehenschloss der Patriarchen, vielleicht, wie etwa auch manch' andere dieser deutschen Burgen, von einem ihrer deutschen Vorfahren des 12. Jahrhunderts begründet. Unter dem letzten Kirchenfürsten dieser Race, Berthold von Meran, wurde, nach sicheren Notizen, am Schlosse wacker gebaut. Dort begegnen wir häufig ihm und seiner Nichte Agnes, der dritten Frau des letzten babenbergischen Herzogs in Oesterreich, die lieber mit dem etwas flott veranlagten geistlichen Oheime, als ihrem unruhigen Gatten lebte. Dort mochte er auch seinen Söhnchen Heinrich und Berthold Spielraum im Schlosshofe gegeben, und als Ersterer erwachsen, ihm vielleicht die fernen Höhen im Osten gezeigt haben: dort hinten lag die windische Mark von Krain; mit des Kaisers Einwilligung und unter des österreichischen Herzogs Schutze wollte er den Jüngling daselbst zum Herzoge machen — aber die beiden Ersteren verkriegten sich nach kurzer Freundschaft, und der österreichische Herzog wurde auch nicht, was ihm versprochen, und der Patriarchenbastard nicht Herzog. Je nach dem Geschmacke ein-

*) Auf einer Karte vom Anfange dieses Jahrhunderts ist auf der Nordostseite des Balcone ein Torre (Rio) Ellaro, was sicher kein romanischer, aber auch kein slavischer Laut. Er scheint mit dem Orte, den man „Heller Rain“ genannt, sprachlich und örtlich zusammen zu gehören.

zelner Patriarchen sassen dann sie selbst oben, oder nur ihre Burgleute. In letzterem Falle konnte das Sommerschloss auch andere Dinge sehen, als schöne Damen, feine Herren und gelehrte Priester, nämlich eigenmächtige Auflehnung und Belagerung. Eine solche machte es 1352 mit, wo Patriarch Nicolaus einen seiner rebellischen „Getreuen“ aus der Burg angesichts derselben aufknüpfen liess. Patriarch Ludwig della Torre brachte gerne seine trüben Jahre dort hin; auf Scharfenberg starb der geängstigte Mann 1365, wenige Tage bloss vor seinem Todfeinde, Herzog Rudolf von Oesterreich, welcher damals eben zu Mailand neue Bündnisse wider den Patriarchen schmiedete, und dort in jungen Jahren plötzlich endete. Scharfenberg spielte auch eine Rolle in den inneren Zwisten des Patriarchates zu Anfang des 15. Jahrhunderts, und das war sein Tod. Denn seine Besitzer hatten eine andere politische Meinung als die Bürger von Sibidat, und diese brachen es. Die Signoria von Venedig, überhaupt den Adelsschlössern in Friaul nicht gewogen, hatte keine Veranlassung, Scharfenberg wieder aufzubauen, und aus dessen Steinen mag nun manches Haus um den Balcone errichtet sein.

So war auch das Ende von A u e r s b e r g. Das hiess in alter Zeit Urusperg, und machte daraus die wälsche Zunge Wruspergo, dann Gruspergo; die ganz Bequemen sagen Guspergo, und auf einer Karte unseres Jahrhunderts findet sich gar Guspar. So liesse sich der richtige Name aus der örtlich beliebten Verquetschung ebenso schwer zurechtstellen, als es dem Erzähler schwierig war, den Burgstall selber aufzufinden. Indess gelang das noch leichter als bei Scharfenberg.

Eine der Prachtstrassen, an denen Friaul so reich, führt von Sibidat nördlich gegen Karfreit; kaum



Nach der Natur v. Zahn.

Ausgef. v. Prof. Ritter v. Kurz.

4. AUERSBERG BEI SIBIDAT.

(GUSPERGO.)

ein Stündchen von der Stadt liegt an derselben die Ortschaft San Guarzo. Links davon ist eine Höhenbuchtung; wir schreiten sie ab nach Feldarbeitern, die uns „Guspergo“ zeigen sollen. Denn die Hügel sind zwar kahl, wie das Gebiet der Sage in diesem nüchternen Lande, und doch ist kein Thurm, kein Mauerwerk auf ihnen sichtbar. Endlich wird uns auf einem Vorsprung des Monte Bove gewiesen. Dort blinkt ein weisses, winziges Arbeiterhäuschen, und oben zeigt sich's, dass es allerdings auf der Stätte eines früheren alten Baues hingepflanzt ist. Dieser Letztere bildet die Rückendeckung des Ersteren. Er ist aber kaum mehr mannshoch, und ein Stück der Umfassung des ehemaligen Thurmes, der sogenannte Mantel. Auch hier musste die gleiche Enge im Raume geherrscht haben, wie an den übrigen Burgen schon bemerkt worden ist. Knapp an die Mauerreste drängen sich die Culturen von Wein und Mais, und in der Vertiefung des ehemaligen Hofes wuchern die Kürbisse.

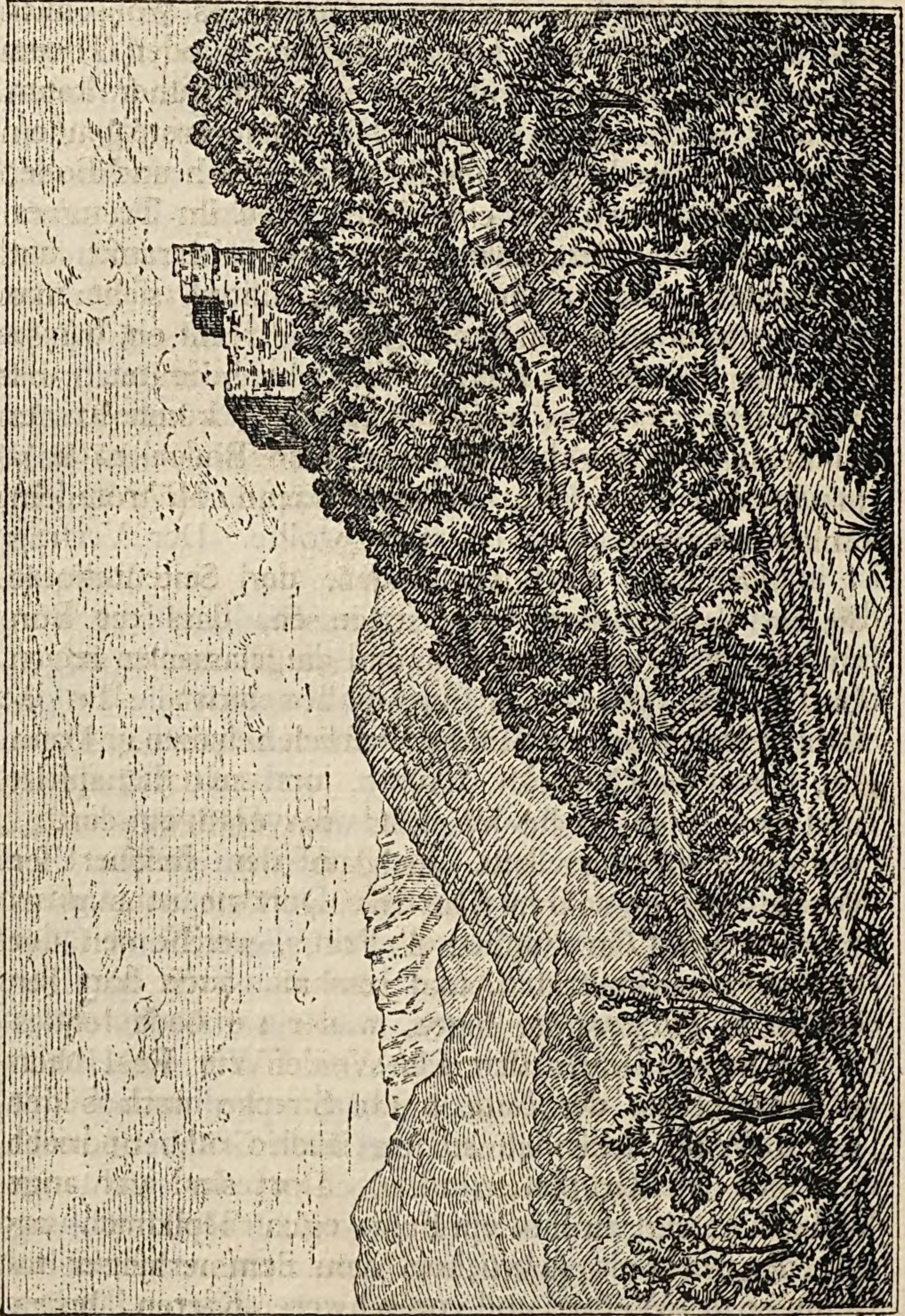
Dies Nest war eine der Sorgen der wackeren Stadt Sibidat. Deren hatten sie, wenn die Zeiten arg sich anliessen, vier. In Wälschland nämlich so gut, wie im deutschen Reiche, gehörte es mit zu den Erholungen des Adels, der Bürgerschaft etwas anzuhängen. Dort machte sich's sogar leichter, einen Span zu finden. Denn der Adel sass häufig in den Städten, wo er seine festen Häuser hatte, wie noch heute der düstere Bau der Familie del Torre zu Sibidat sie veraugenscheinlicht. Gab es nun in der Stadt zwischen ihm und der Bürgerwelt eine Häkelei, dann griffen auch gleich die Vettern aus den Burgen drein. Darum suchte Sibidat, wenn es ging, die Schlösser zu erwerben. Das gelang öfters, nützte aber nicht ganz. Dann strebte es bei guter Gelegenheit sie niederzuwerfen, und das ist ihr bei dem überaus feindseligen

Neste Zuccola, das knapp an der Stadt auf dem nächsten Hügel gestanden hat, und bei Auersberg vollständig gelungen. Aber sie musste diese Erfolge mit Geld und Blut meist theuer bezahlen.

Wie Zuccola gehörte lehensweise auch Auersberg den mächtigen Herren von Villalta; zu Anfang des 14. Jahrhunderts diente es durch diese den Grafen von Görz, zu grossem Schaden der von Sibidat. Die Stadt kaufte es 1325 einem verschuldeten Herrn von Villalta ab, was aber nicht hinderte, dass 1361, als der „Stoss in's Herz“-Angriff Rudolf's IV. von Oesterreich zur Annexion Friauls in Scene gesetzt wurde, es in die Hände der Oesterreicher kam. Drei Jahre sassen diese auf dem Hause; auch in den Waffenstillstandszeiten machte sich die Besatzung der Stadt beharrlich unbequem. Selbst Falschmünzerei soll getrieben, und kaiserliches und anderes Geld dort geprägt worden sein. Das, wenn es wahr ist, mögen wir dem Burgherrn, Franz von Villalta, einem geschworenen Feinde des Patriarchen und der Bürgerwelt, eher in die Schuhe schieben, als dem rohen und ungelenken Kriegsvolke von jenseits der Berge; wahrscheinlich aber hat dieses das falsche Geld verbreitet, indem es die Vorüberziehenden in nicht gut ablehnbarer Weise um Auswechsel bat. Allein um 1364 standen die Dinge in Friaul für Oesterreich schlecht. Herzog Rudolf hatte ein grösseres Stück Arbeit, als er bewältigen konnte, angefangen. Der Patriarchatspartei schloss auch Franz von Carrara, Herr zu Padua, sich an, und nun ging's, ehe der Herzog noch seine Kräfte heranziehen konnte, über die Schlösser des Adels seiner Partei im Lande, die seine eigenen Leute besetzt hielten. Darunter war auch Auersberg. Die Besatzung mochte etwa 20 Mann zählen: ihr Hauptmann war Nicolaus von Summereck, ein Kärntner aus dem La-

vantthale; sie hatte ihren Schreiber, ihren Zimmermann und ihren Koch, wie eben eine richtige, selbstständige Rotte. Im August legten sich die von Sibidat mit Paduaner Hilfe vor das Schloss, konnten es aber nicht bezwingen. Die Belagerer bauten sogar neue Werke, um die Besatzung einzuschliessen, und richteten sich auf's Aushungern ein. Da sahen die Deutschen, dass ihre Kräfte auf die Dauer nicht ausreichten, oder auch ihre Lebensmittel, denn die Neubauten engten sie immer knapper, und so wurde (am 10. September 1364) die Uebergabe nach elf Tagen zugeschworen, wenn in dieser Zeit kein Ersatz käme. Die Mannschaft schwor für sich, dem entsprechend zu handeln, falls der Hauptmann trotzdem auf dem Widerstande beharren wollte. Der Vertrag ist im Originale noch vorhanden, und eine Reliquie des sonst furchtbar verwüsteten Stadtarchives von Sibidat. Der Ersatz blieb aus, und die Deutschen zogen ab. In der verlassenen Burg sollen sich die Prägestempel der falschen Münze gefunden haben. Dann ging's an's Brechen der Mauern, und seit damals ist Auersberg vom Erdboden fast wie verschwunden.

Zur Seite desselben, doch auf dem linken Ufer des Natison, liegt Grünberg. Dort nennt man es zuweilen noch Gronumbergo allein dieser Name fängt stark an zurückzutreten, und hört man weit häufiger *castello di Purgessimo* sagen, was ein unbedeutendes Dorf etwas aufwärts den Fluss ist. Wie die Höhen auf dieser Seite des Natison überhaupt durchaus mit jungem Wald bekleidet, so liegt auch Grünberg recht eigentlich im Grünen, und doch wieder nicht im Wald. Es steigt zu ihm ein Fahrweg zur Holzfrachtung auf, der, in Fels gebrochen, von dem zersetzenden Einflusse des Wetters und von schweren Karren jährlich an Tiefe und Breite zunimmt, dann ein Pfad mitten



Nach der Natur v. Zahn.

Ausgef. v. Prof. Ritter v. Kurz.

5. GRÜNBERG BEI SIBIDAT.
(GRONUMBERGO.)

durch Gestrüppe zum Hause. Denn ein solches und nicht mehr ist das Schloss, und war es wohl auch nie anders. Spur von Umfassungsmauer oder Thurm ist nicht zu finden, und gab es auch früher kaum. Es war ein einfacher Bau in länglichem aufsteigendem Vierecke, ohne Hof, wie es scheint; Dach und Boden und Mittelmauern sind eingefallen, und ihr Trümmerwerk ist von Sträuchern aller Art überrankt und verkleidet. Ueber dem schmalen Thore sieht man eine Sculptur eingesetzt, schlecht und recht ein bartlos Menschengesicht darstellend. Was es bedeutet, weiss man nicht, und was es bedeuten sollte, kümmert den Einheimischen nicht. Auf deutschem Boden hätte es mindestens zu einem Vierteldutzend Mähren den Anlass gegeben.

Man mag aus dem Stande der Seitenmauern, die im Ganzen recht gut, schliessen, dass die Burg zu den aus praktischen Gründen aufgelassenen gehört. Und weiter kann man daraus abnehmen, dass die Geschichte derselben keine sonderlich bewegte gewesen. Die Kleinigkeit Verrath, welche dort um 1317 spielte, und dem Burgmanne Werian das Hängen eintrug, wiederholt sich zu oft, als dass wir darüber viel Worte machen sollten. Das Haus gehörte sonst durch Jahrhunderte der Familie di Portis, welche seit dem 13. Jahrhunderte zu Sibidat sesshaft, auch dort ihre befestigte Wohnstätte hatte, in der sie noch lebt.

Ehe wir abermals nach Weiden zur Rast heimkehren, gehen wir eine kurze Strecke nach Süden, zur nächsten Eisenbahnstation Budrio oder Budriach, wie es vor alten Zeiten hiess. Dort sind gar angenehme Hügel, mit Cypressen reich bepflanzt, und drei sogenannte *castelli*, stattliche Sommerhäuser mit schönen Gartenanlagen, und auch anderen Dingen, die ein neugierig Gemüth anziehen können. Vormal

stand nur Ein Schloss da, und das hiess bei den Deutschen Haumburg. Von ihm scheint jede Spur, durch Brechung des festen Hauses, und Theilung und Anbau des Bodens, verschwunden.

Wir begegnen ihm in der Geschichte bereits zu Anfang des 13. Jahrhunderts, und zuletzt, nämlich mit dem deutschen Namen, in jenen Kriegen Herzog Rudolf's mit dem Patriarchen Ludwig della Torre. Im Allgemeinen ist aber die Bezeichnung Schloss Budrio in den einheimischen Documenten die häufigere. Zur Zeit jenes Streites schloss sich auch die Familie Cucagna dem österreichischen Herzoge an; ein Herr Schinella dieses Namens leistete den Treuschwur, und übergab die Burg an Rudolf. Sie bildete überhaupt in jedem Zwiste, der zwischen den Görzer Grafen und den Patriarchen von Aquileja ausbrach, ein Kampfesglied, denn sie war stark und lag auf dem Wege von Görz nach Weiden.

Dahin wollen aber jetzt auch wir, denn unser Weg zu den noch übrigen Stätten deutschen Namens führt durch die Landeshauptstadt. Die Besuche auf der Ostseite wären mit Haumburg abgeschlossen. In irgend einem Winkel dieser begangenen Höhen, wo jetzt die Karten da und dort nur ein *castello diroccato* aufführen, — ein jedes Schloss, von dem selbst die Nachbarschaft nichts mehr zu sagen weiss, trägt diese Bezeichnung — in irgend einem solchen Verstecke liegt vielleicht noch einer und der andere der gesuchten Plätze. So will denn gleich hier der Erzähler sagen, dass er die Burg „Warinstayn“, auch „Verminstayn“ geschrieben, örtlich zu finden nicht vermochte. Ebenso ist ihm „Cassimberch“ unentdeckt geblieben. Mehr als wahrscheinlich ist aber in diesem Bergstreifen die Burg Hag gelegen gewesen; es will dünken, als ob sie das Schloss

von Nimis gewesen, links von Attems, während Perchtenstein rechts; vielleicht auch hat die Burg der alten Hohenzollernbesitzung Tarcento diesen Namen geführt. Es liess sich actenmässig nur zu Anfang des 12. Jahrhunderts, und bloß einmal im Ganzen nachweisen.

Uebrigens mögen wir mit dem sonstigen Ergebnisse auf diesem linken Ufer des Tagliament uns zufrieden stellen, und ruhig unsere Kundschaftung auf sein rechtes übertragen.

Dank dem brückenlosen Strome und einer Post- und Omnibusverbindung, die man in so spärlichen Linien auf so stark bevölkertem Gebiete nicht erwarten sollte, können wir nicht geradenwegs von Weiden nach Spengenberg. Das wäre die Hypothenuse eines Dreieckes, dessen beide Katheten wir ob dieses Mangels jetzt abzufahren haben. Zeit ist indess dabei nicht allzuviel geopfert, und wir sehen neue Landschaften.





IV.

Wir nehmen die Bahn nach Südwesten, nach Casarsa. Dort unten links, in der Richtung gegen Palma, liegt ein Ort der im Furlanischen Chiasielis heisst. Er ist eine slavische Ansiedlung gewesen, von einem Chazil zuerst begründet. Jenes ist ihr friaulischer Name; ihr lateinischer war *villa Cacilini*, daraus die Italiener Villacaccia und Caccia machten, und die Deutschen Katzelsdorf. Wir passiren Kadrup, in dessen deutschem Laute sich der alt-römische Name Quadruvium noch klarer erhalten hat, als im wälschen Codroipo, dann die entsetzlich klappernde Brücke über den Tagliament, dessen Brückenkopf sozusagen Casarsa ist.

Wir dürfen aber diese Richtung nicht verlassen, ohne des Schlosses Münchenberg wenigstens zu gedenken, denn zu sehen ist von ihm schon lange nicht mehr die Spur. Sie muss südlich von Kadrup, doch am rechten Ufer des Tagliament, bei Villanova gelegen haben. Man kennt dieses Mocumbergo, wie es hier hiess, bis zu Ende des 15. Jahrhunderts aus den Acten; allein ein Ausbruch des Stromes scheint

es weggewaschen zu haben. Damit schwand der vorgeschobenste Punct unserer nationalen Gruppe von Burgen, und der einzige, den wir im Tieflande nachzuweisen vermögen.

Das Postwägelchen von Casarsa nimmt uns auf; es geht nordwärts und in zwei kleinen Stunden sind wir in Spengenberg. Zu unserer Linken, vor der Mündung des Torre Cosa in den Tagliament, ist das Reichenfeld (Ricchimvelda). Ob die Bezeichnung nicht von einem Longobarden Arichis ihren Ursprung trägt? Hier steht ein neues Denkmal. Es besagt, dass am 6. Juni 1350 Patriarch Bertrand von Leuten des Grafen von Görz da überfallen und erschlagen worden sei. Ein salzburgischer Herr von Goldeck war auch dabei, bekam vom Thäter das unheilvolle Schwert geschenkt, gab es an die Hochkirche von Salzburg, und als man den Patriarchen bald darnach selig sprach, übermittelte dies Capitel die Waffe an jenes von Aquileja. Seit damals liegen der Ermordete und sein Todesstahl im Dome zu Weiden, hinter dem Hochaltare, in einem Sarge mit Glasdeckel, und beide wohl zu sehen. Ein schönes Kreuz mit Edelsteinen, ein Geschenk Kaiser Karls IV., zeigt man ebenfalls vor, auch ein rothseidenes Tuch, ehemals Eigen des Erschlagenen, und der demonstrende Priester wischt uns damit gläubig das Kopfweh weg. Dafür soll es probat sein.

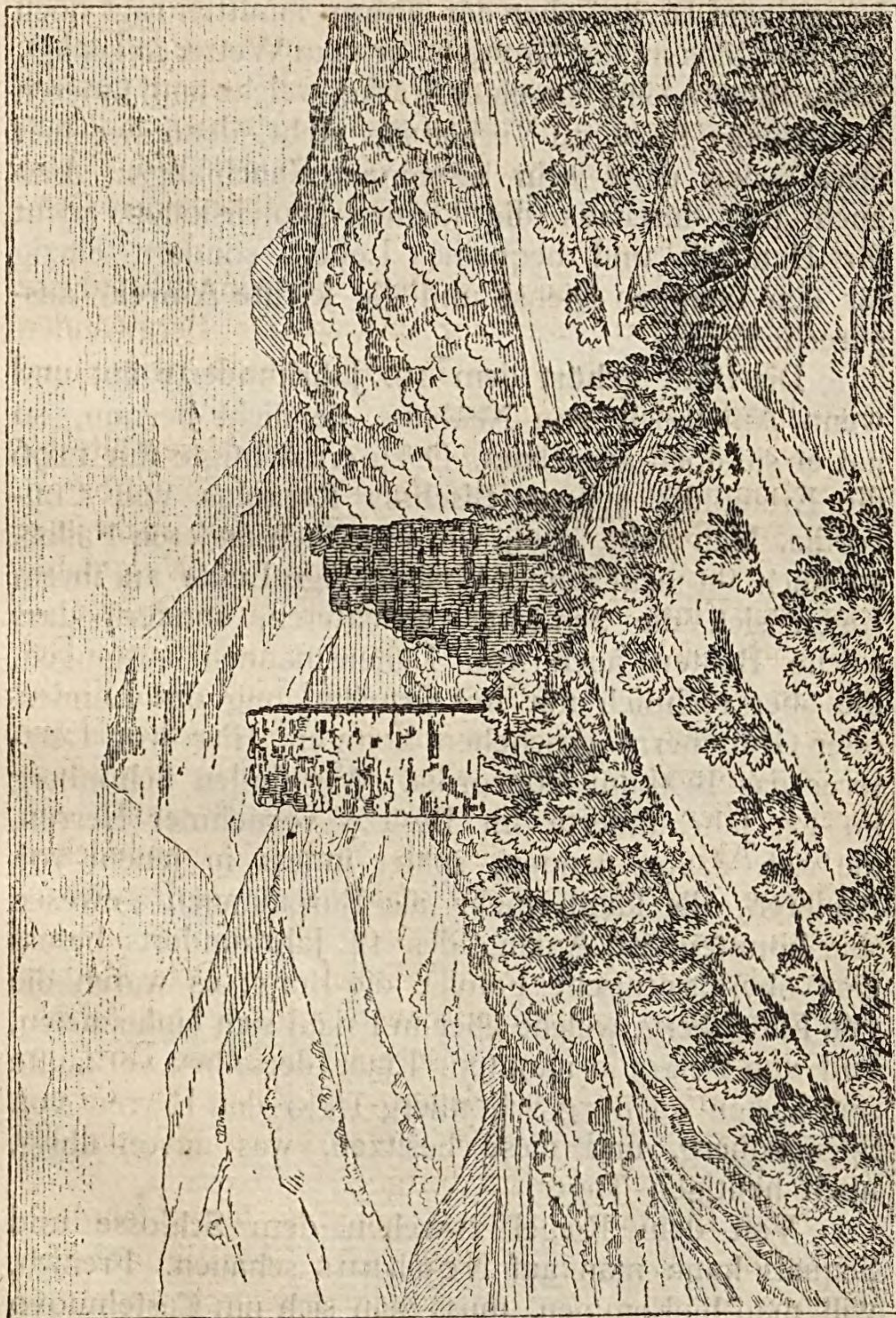
Unser Weg schneidet in neuer Anlage einen Wallbau durch, der am rechten Ufer des Torre Cosa, nahe dessen Mündung an dem Tagliament gelegen ist. Er gehört zur Gemeinde Gradisca, der er auch den Namen gab. Solche Verschanzungen aus unvordenklichen Zeiten soll Eriaul eine Anzahl haben; man weiss von ihnen, spricht auch gelegentlich von ihnen, und dabei hat es sein Bewenden. Nun steigt

der Weg leicht an; das rechte Ufer des Tagliament ist weit höher als das linke, und gewährt genussreiche Umschau auf die schön gezeichneten und ewig in Farben wechselnden karnischen und julischen Alpen geradeaus, und rechts auf die dörferbesäeten, schier endlosen Ebenen des Tieflandes. Endlich rollt das Wägelchen in Spengenberg ein, der weitaus interessantesten Ortsanlage ganz Friauls.

Mit diesem Flecke wollen wir zum Abschlusse uns beschäftigen. Dort vor uns an den Bergwänden sind nämlich noch zwei Burgen, denen wir einen Besuch zuzudenken haben.

Da ist zuerst Schönberg, aus dessen ältester deutschen Form Sconimberc der Romane Sonumbergo, dann Solimbergo schuf, und so heisst es auch jetzt noch. Von Spengenberg aus führt der Weg dahin über den Fluss Cosa — landesüblich ohne Brücke — und nach reichen Culturen auf offene Hutweiden. Der Tag ist günstig, und kein besserer Fleck im Flachlande als hier, um die Schönheiten friaulischer Natur zu bewundern, die nur selten so vielfältig sich offenbaren. Hier weht auch reine, frische Bergluft, und an den Abhängen bei Sequals blühen Alpenveilchen in Menge. Bei diesem Orte schiebt sich ein Bergriegel an den Torre Meduna vor; er grenzt ein kleines Ebenendreieck ab, dessen Winkel die Orte Medun, Travesio (unser obersteierisches Traföss) und Schönberg besetzen. Letzteres ist ein stattliches Dorf, in voller Natureinsamkeit gelegen, und über ihm thront auf schmaler Kuppe eines vereinzelt Hügels die Ruine der gleichnamigen Burg.

Wie Grünberg, scheint auch sie nicht feindlich gebrochen, sondern friedlich dem Verfall anheimgegeben zu sein. Ihre im richtigen Viereck angelegte Umfassungsmauer ist zwar meist dem Boden gleich-



Nach der Natur v. Zahn.

Ausgef. v. Prof. Ritter v. Kurz.

6. SCHÖNBERG BEI SPENGENBERG.
(SOLIMBERGO.)

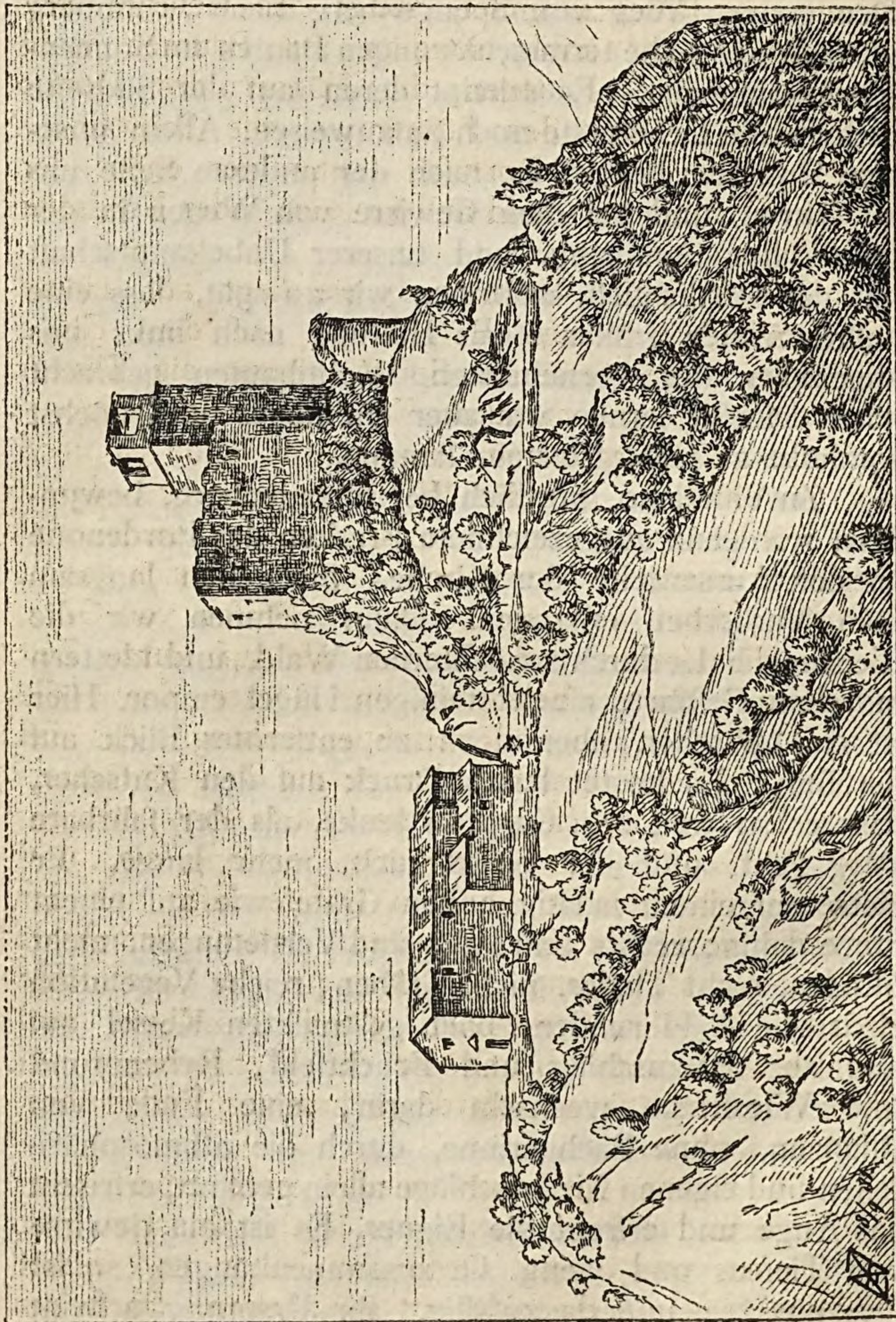
gemacht, und ihr Hofraum misst kaum 50 Schritte in Länge und Breite, aber der Thurm inmitten ragt noch auf, und blos an der Krone ist er vom Wetter angenagt. Seine Mauern sind von einer Stärke, welche zum inneren Lichtraume nicht im Verhältniss steht, denn der hält etwa jenen eines sehr bequemen Rauchfangs. Also auch hier durchaus die kleinen Dimensionen, nicht für Haushalt und bequemes Leben, sondern einzig für den knappen Dienst und die leichte Abwehr ausgerechnet.

Die Burg gehört dem 12. Jahrhunderte an, und wenn Amalarich von Neuhaus sie nicht begann, so hat er sie doch ausgebaut. Dazu ermächtigte ihn 1196 die Erlaubniss seitens Bischofs Romulus von Concordia. Man sieht, dass, wie in manch anderen Fällen, so auch da nicht immer unabhängige Leute auf ihrem Eigen sich die Schlösser errichteten, sondern dass solche Bauten auch von Lehensmännern ausgingen, die aber rechtlich nur mit Genehmigung des Landes- oder Grundherrn geschehen konnten. Hier war Letzterer das Bisthum Concordia. Wir finden Schönberg im 13. Jahrhunderte im Besitze vornehmer Herren, die sich davon nennen, später indess in jenem von Anderen, die kaum mehr als Burgmännern gewesen sein konnten. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts besass eine oberkärnthnische Familie die Burg: es waren die von Flaschberg, welche aber in Friaul sich einheimsten, und von Belgrado nannten. Einer derselben verkaufte sein Lehen an Burg Schönberg 1339 den Herren von Spengenberg, und diese besitzen, was davon übrig, noch heutigen Tages.

Von dem Riegel zwischen dem Schlosse und Sequals kann man auf Neuhaus schauen. Freilich, will man hinkommen, muss man sich um Castelnovo erkundigen. Der deutsche Name war zu leicht über-

setz-, und zu schwer aussprechbar für Romanen. Den ganzen Weg von Spengenberg nach Schönberg glänzen uns seine terrassenförmigen Bauten im Sonnenschein entgegen. Es scheint deren auf der Südseite bedeutende Ueberreste noch aufzuweisen. Allein unserem Kutscher beliebt es, nach der anderen Seite uns zu führen, und bei dem Gewirre von Wegen in der friaulischen Campagna und unserer Unbekanntschaft mit der Oertlichkeit, erkennen wir zu spät, dass eine halbe Stunde früher etwas Haltung nach links uns angesichts der vornehmsten Wohnbauten gebracht hätte. Dafür lernen wir aber ein neues und höchst sonderbares Gebirgsterrain kennen.

Zu Valeriano, nördlich bei Spengenberg, bewundern wir ganz ausgezeichnete Fresken des Pordenone an der Aussenseite der Kirche. Sie gehen langsam dem Verderben entgegen. Dann nehmen wir die Richtung links durch schüchternen Wald, und klettern mit dem Gefährten einen steinigen Hügel empor. Hier ist ein hübscher, aber noch zu entfernter Blick auf die Burg. Es kostet leisen Druck auf den Kutscher, dass er so weit sein Gespann lenke, als der fahrbare Weg geht, und der währt nicht mehr lange. Er zieht auf einem mässig hohen Grate wie auf einem Stege dahin; rechts und links sind Vertiefungen, nicht Mulden, nicht Thäler, nicht Gräben; reiche Vegetation zieht die bald runden, bald gestreckten Kessel auf und ab: Baumschlag und Fruchtfeld, Rebengrund und Wiesflecke wechseln darin, eine Fülle von Pflanzen, ohne Bachgerinne, durch die atmosphärischen und eigenen Niederschläge allein genährt, erfrischt das Auge und erfreut die Eigner. Es ist ein Gewirre von Tiefen, und wenn sie zusammenhängen, so ist dies nur hie und da zufällig. Ihr Ursprung scheint in den Lücken zu liegen, welche das herabgeworfene



Nach der Natur v. Zahn.

Ausgef. v. Prof. Ritter v. Kurz.

7. NEUHAUS BEI SPENGENBERG.
(CASTELNUOVO.)

Riesengestein unbedeckt liess. Knapp an, wo diese Welt von Brocken endet, steigt das Gebirge steil auf, doch nicht kahl, sondern mit Bäumen wohl besetzt, zwischen denen die Häuser des Dorfes Nataru — so sagt der Führer — wie Schwalbennester kleben. Der Dorfpfad (denn hier endet der Fahrweg) führt uns bald auf die Rück- oder Nordseite von Neuhaus.

Die Burg ist Halbruine. Sie liegt auf einem abgesonderten grossen Bergklotze, auf dem Grate desselben. Die äusserste Spitze nimmt ein Thurm ein, dem sie eine moderne Krone für ein Glockengehäuse aufgesetzt haben. Am anderen Ende ist noch ein bewohnbarer Bau für Wirthschaftszwecke, daran eine wohlerhaltene Capelle stösst. Sie hatte mancherlei Besitzer: zuvörderst vornehme Herren, die sich davon nannten; dann ward sie Lehen der Grafen von Görz, denen die Herren von Camino sie auf kurze Zeit entrissen; später belehnten die Görzer damit die Herren von Villalta und von Spengenberg. Als das Grafengeschlecht ausstarb, gelangte die Burg an Oesterreich. Diesem ging sie zur selben Zeit (1509) verloren, wie Portenau: ein Savorgnano bezwang sie, und diese Familie erhielt sie zum Danke dafür von der Signoria von Venedig zu Lehen. Solche Schicksale zeigen die Bedeutung der Burg in der Geschichte Friauls für den westlichen Theil desselben, und rechtfertigen auch die Grösse der Wehranlagen auf ihrer Südseite, die wir allerdings nur von Ferne überblicken konnten.

So ziehen wir denn wieder nach Spengenberg heim. Es war kein sonderlich günstiger Ruf, der diesem voran ging. Oede und leblos und düster sollte es wenig Fesselndes an sich haben. So heiter überblickt es sich freilich nicht, wie etwa San Daniele,

noch hält es so viele stattliche Bauten, wie dieses; auch ist der Lebensschlag der Bewohner, scheint es, stark verschieden. Das Signorile in Jenem mag ebenso noch aus patriarchalischen Zeiten stammen, wie zu Spengenberg das Gedrückte. Dieses hat immer nur mühsame Classen in sich geschlossen; jetzt ist es still und müde geworden, wie der alte Gastwirth, bei dem wir absteigen, und dessen Haus in freundlichem Andenken steht. Wäre das friaulische Volk zur Sagenpflege mehr veranlagt, dann gäbe Spengenberg einen Fleck, wo aus Erzählungen „Hans das Gruseln lernen“ könnte. Heute steht es besser; allerdings wich mit der Bedeutung des Herrengeschlechtes die feudale Bedeutung des Ortes, und mit veränderten politischen Verhältnissen sank, was sich früher für gross, gleich einem Könige, und für ewig gehalten. Rechtlich gewonnen hat die grosse Gemeinde, die Menge gegenüber den Einzelnen. Den heutigen flauen ökonomischen Stand theilt jetzt der Flecken mit anderen Orten in Friaul und anderwärts. *Ci vuol pazienza.*

Spengenberg besteht aus drei scharf von einander getrennten Theilen: der Stadt, dem alten Burgfried oder der alten Stadt, und endlich der Burg selber. Man kann bei einigen Städten Friauls, wie bei Weiden und Sibidat, die Vergrösserungen in der Zeit noch recht wohl unterscheiden, nirgends aber hat sich das Alte so gut neben der späteren Anlage und gegen sie abgeschlossen wie hier, nirgends aber auch dürfte man den Anwachs auf feudaler Grundlage so klar überblicken wie hier.

Wir treten vom Westen in die Stadt. Sie überrascht uns durch die blockartige Gliederung ihrer Häusergruppen, die rechts und links vom Eingange streng quadratisch, erst im Hintergrunde, wo auch die Hauptstrasse sich krümmt, von dieser

Schnur abgeht. Diese vom Centrum ferneren Stadttheile scheinen die dritte Erweiterung des Fleckens zu sein und aus dem Machtgebote des Grundherrn zu stammen, der für die Neuanlage mehr Regel und Ordnung, mehr Bequemlichkeit für die Bewegung und mehr Platz zur Ausbeutung für Grundpreise ausrechnete. Sie datiren aber sämmtlich noch aus dem Mittelalter. Aus der Spengenbergger Pfarrchronik entnehmen wir, dass dieses Blocksystem schon vor 1360 bestand, und dass man den einzelnen Block im Latein der Zeit „*fuga domorum*“ nannte, was uns, streng genommen, sehr deutsch gedacht erscheint, denn wir würden „Häuserflucht“ sagen. In Wirklichkeit aber ist mit „*fuga*“ nicht die gerade Richtung der Gassen gemeint, sondern der jeweilige Häuserblock zwischen denselben, der mit dieser Bezeichnung jener eines Taubenhauses nahegerückt wurde.

Wir folgen der Hauptstrasse und gelangen an einen neuen Stadtkörper mit Thor und Brücke; seine Umfassungsmauern sind etwas umgestaltet, aber der alte Graben läuft noch vor ihnen, und dieser Theil liesse sich von der Neustadt absperren, wenn das Thor verschliessbar wäre, und es sonst keine Pfortchen gäbe. Wir treten ein; der Thorthurm ist nach innen ohne Wand; wir schreiten weiter, und tiefe Einsamkeit umgibt uns. Einige bessere Häuser, noch mehr aber solche von kleinen Leuten, Alles in lautloser Stille begraben, keine Seele auf der Strasse, oder auf dem grossen Platze, der zwischen hier und der eigentlichen Burg einsam grünt. Doch nein, im Winkel des Platzes, beim Dome, spielen Kinder und dort links steigt aus der Tiefe ein Menschenpaar, offenbar auf Suche der Lösung des Räthsels, was mit der Stunde anzufangen. Sie erblicken den Fremdling, und nun sind sie für einige Zeit versorgt. Den

Platz irren wenig Tritte: eine dichte Graspflanzung ist auf ihm emporgewuchert, und eine verständige Hand hat in Anwendung von Kunstsinn von der Dompforte zur Strasse gärtnerische Linien auf ihm gezogen. Allein es fehlte an einer weiteren Hand, welche diese Pfade vorsorglich pflegte, und den Grasnachwuchs hinderte. Der Dom ist ein einfacher, aber schöner Bau des 13. Jahrhunderts, sein Thurm klein und unansehnlich. Ihm gegenüber, an der Strasse, steht ein hochinteressantes Bauwerk mit Loggia im venetianischen Style, ein Mittelding zwischen dem schönen Rathhause zu Weiden und einem gewöhnlichen Wohnbaue. Ein Theil des Erdgeschosses hat offene Hallen, und das Ganze mit seinen Spitzbogen officiellen Charakter. Es sei das Theater, sagte man. Und was war es früher? Es war immer Theater. Das erinnert an die grosse ethnographische Frage in Friaul: jetzt wohnen Italiener dort, und deswegen waren immer Italiener dort — auch damals, wo es Italiener noch nicht gab. Wir können es aber verathen, dass dieser Bau schon früh im 14. Jahrhunderte bestand, und als sogenannte *pergola* (Laube) vielerlei Zwecken diente: auf diesem Platze sammelten die Herren von Spengenberg ihre Lehensleute und deren Bewaffnete, und die *pergola* diente ihnen als Dingstätte, denn in die Burg selber Mannen oder Bauern zu allen Zeiten vorzulassen, war nicht gerathen. Daher kamen die Bauern hieher vor die Schlossherren zu Gericht, und hier zahlten sie ihre Abgaben oder entrichteten ihre Lieferungen; hier an der Ecke der *pergola* windet sich der Weg von der Ueberfuhr des Tagliament herauf: der brachte das eine Mal Reisende, das andere Mal Kaufleute und Frächter, und Alle mussten durch diesen Burgfried, und erhielten Geleite, und gaben Mauth und Zoll und

was sonst dictirt war, an der *pergola*. Diese stellte somit im Mittelpuncte von Spengenberg wieder einen Mittelpunct dar, nämlich jenen der Geschäfte, welche zwischen den Burgherren, seinen Unterthanen und der Aussenwelt herrschten. Für das gemeine Volk, das unterm Schutze der Herren stand, war die *pergola* das Centrum des Marktlebens, und an der Ecksäule findet man noch immer ein Längenmass, die Spengenger Elle, in den Stein gerissen. Aber diese datirt später; vielleicht aus der Zeit, wo die grossen feudalen Verhältnisse durch die Faust der Venetianer niedergedrückt waren, und mehr der gemeine Handel und Verkehr ausser der Rechtspflege die *pergola* allein noch verwendete.

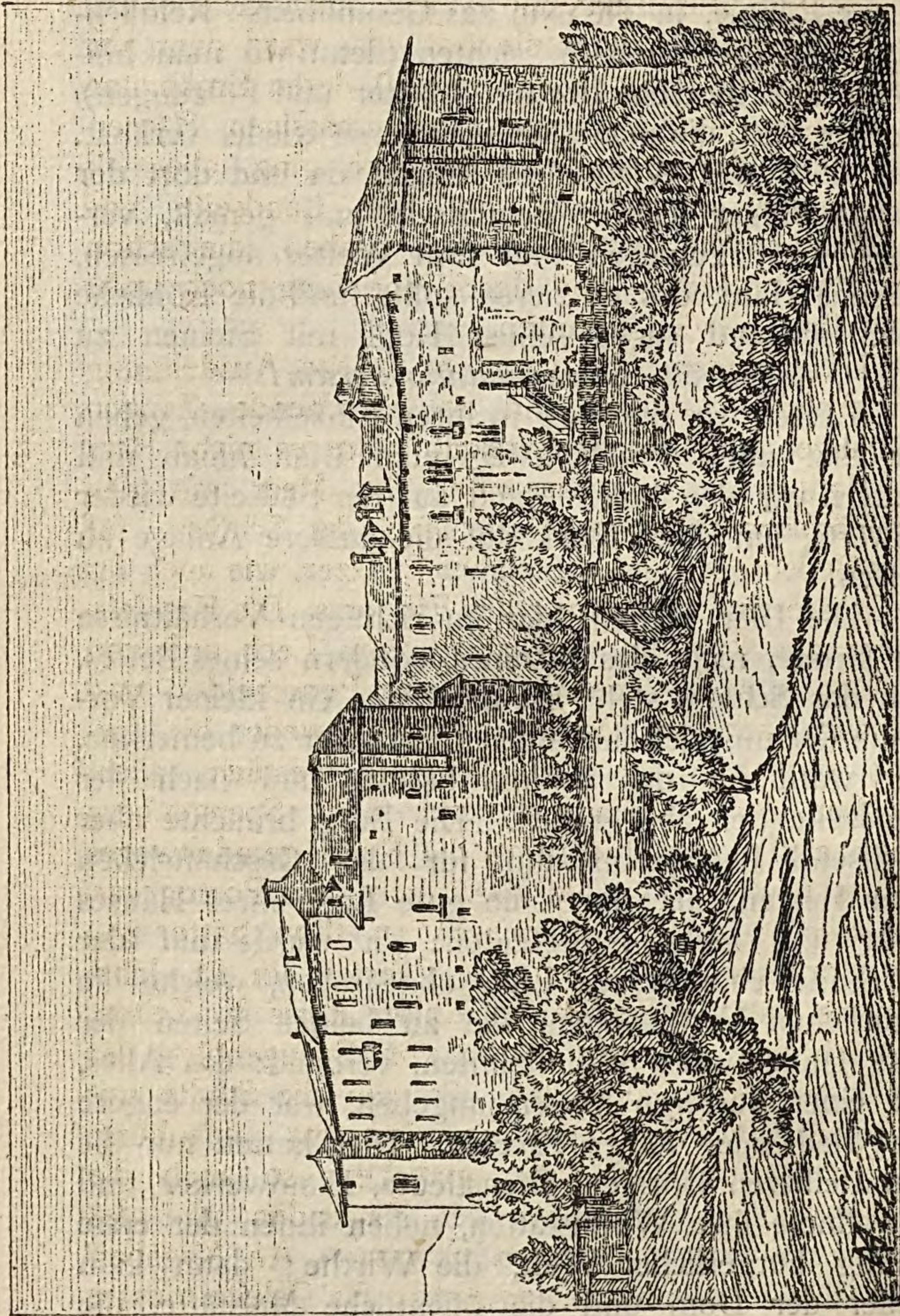
Die Burg selbst wurde ehemals sorgfältig gehütet. Wir aber treten jetzt unbehindert ein. Es wohnt kein Herr mehr drinnen; nur eine Linie des Geschlechtes sitzt bescheiden in einem kleinen stillen Häuschen auf dem grossen stillen Platze, dicht neben der leeren *pergola*. Die Zugbrücke ist durch eine steinerne ersetzt; dabei hat man auch die Zugänge der Kerker vermauert, die unter dem Platze sich hingen. Umfangsmauern gibt es keine: entweder sind sie niedergelegt und dienen als Gartenhag, oder durch Wohnbauten ersetzt, die nach Aussen gut gehalten, nach Innen weniger reinlich, sämmtlich etwa vom 14. bis 18. Jahrhunderte datiren. Es ist ein Conglomerat von Bauten, weder rund noch quadratisch, das von jeder dieser Figuren, sowie von jeder Zeit etwas an sich hat, und schmiegt sich eben dem Boden und der früheren Burgmauer an. So ist auch der Hof, dem es an Licht und Luft schon deshalb nicht fehlt, weil ein Theil des Südtractes der Burg in den Graben gefallen ist. Das Gelände ist nämlich etwas nachgiebig, und hätte man den Ostbau nicht gewaltig

durch Stützmauern gesichert, so läge er gleichfalls schon unten zwischen den Birken am Fusse der hohen Ufer. Der Hof enthält allerdings schöne bauliche Leistungen, zum Theile des Mittelalters, dann der späteren Zeit. Der älteste Theil des Schlosses mag der südliche Osttract sein, etwa dem 14. oder 15. Jahrhunderte angehörig, mit zierlichen Spitzbogenfenstern, gemeisselten Balconen, und dazwischen Malereien Pordeones und anderer friaulischer Maler der Renaissancezeit. In der Ecke ist ein später Bau mit wuchtigem Portale und der gewöhnlichen Gliederung der Fenster und inneren Eintheilung der Räume, wie man sie in den Städten zu Dutzenden findet. Hier residirt das Gericht; das bringt etwas Leben und Zugang in das bauliche Trübsal. Was diese zwei künstlerisch hervortretendsten Bauten verbindet, ist ohne Schmuck, ohne Reiz, und vom Hofe besehen, theilweise auch ohne Wohnbestimmung für die Herren gewesen. Von aussen allerdings sollte man auf mehr Verwerthung für letzteren Zweck schliessen: da scheiden sich die Theile des Ganzen viel deutlicher ab und namentlich wohnlicher aus. Wer diese bewohnt, hat mit den Leuten des Innern keinen Verkehr, es sei denn im Palazzo in der Ecke, der Prätur. Sonst hausen hier blos Colonen, ein Völkchen der kümmerlichsten Art, und gerade im alterthümlichsten Theile die meisten. Vom Balcone, wo etwa Irene von Spengenberg herabgrüsste, wo sie dichtete und skizzirte, hängen nun die Lappen einer Volksclasse, welche vor Zeiten nur knieend den hohen Herrschaften sich nähern durfte, und wo die Gestrengen über Thaten und Unthaten brüteten, auf Ueberraschungen für die Patriarchen und Nachbarn, die Anlässe blutiger Fehden und grimmer Nachreden durch Jahrhunderte sannen, da kocht die Bäuerin ihrem Jüngsten die Nahrung, oder streckt sich der müde

Colone, oder es ist Mais aufgeschüttet. Es sind gottverlassene Räume, in die man aus Gesundheits-, Reinlichkeits- und Sicherheitsrücksichten (denn wo man hinblickt, sind morsche Bretter, Löcher und Pölzungen), ungerne tritt, die man aber sehr gerne wieder verlässt. Und über der Wirthschaft thront da und dort der Spengenbergere Löwe, gemeisselt und gemalt, verblasst zwar zuweilen und vom Wetter angefressen, wie das Haus, das er zieren sollte, und die fröhliche Colonenjugend sucht seinen Kopf mit Steinen zu treffen, ungestraft. *Quae mutatio rerum!*

Lassen wir die Burg in ihren Einzelheiten, gehen wir den alten Frachtenweg zum Ufer hinab und klettern wir den hohen Rand auf der Südseite wieder aufwärts, um einen Blick auf die äussere Anlage zu werfen.

Die Ufer stehen hier im richtigen Verhältnisse zur Breite, nicht des Stromes, sondern seines Bettes. Wo das Schloss steht, ist allerdings ein kleiner Vorschub der ungleich laufenden Uferränder zu bemerken. Der ward für das Schloss besetzt und nach der Landseite tief abgegraben. Die Burg brauchte aber wachsend Bewegungsraum für das Geschäftsleben ihrer Herren, als diese die gute Lage ihres Hauses mehr und mehr ausbeuteten: da wurde auf der Landseite eine gerade Linie abgegraben, welche die natürlichen Vertiefungen, die zu beiden Seiten der Burg landeinwärts sich dehnten, verband: das Alles, mit einer äusseren Mauer umgeben, war der engere Burgfried oder *borgo vecchio*. Hier hatten nur die unmittelbaren Hörigen, Dienstleute, Handwerker und Bewaffnete ihre Wohnstätten, neben ihnen der erste Anflug bürgerlicher Welt, die Wirthe; dann kam hieher der Dom und die öffentliche Malstätte, die *pergola*. Ausserhalb dieses umwallten Platzes siedelte



Nach der Natur v. Zahn.

Ausgef. v. Prof. Ritter v. Kurz.

8. SPENGENBERG AM TAGLIAMENTO.

(SPILIMBERGO.)

(Ansicht der Burg von Süden.)

sich Bevölkerung allmählig an, zwischen gewundenen Wegen, wie auf Feld und Wiese nach Gelegenheit der Fuss der Wanderer sie trat: das ward dann der Anfang der Neustadt (*borgo nuovo*), deren Ergänzung im grossen Style in jenen ebenmässigen Häuserquadraten mit Einem Male vor sich ging, abermals mit geradem Abschnitte auf der Landseite und wo thunlich im Anschlusse an Gräben, die schon vom Ufer herzogen, und durch Abtiefung noch mehr verwerthet werden konnten.

Das Schloss hätte kaum je solche Ausdehnung und erneute Ansätze und so sprechende Zeugen ehemaliger Herrlichkeit erreicht, wäre es nicht Herr des Hauptweges gewesen, der das Meer mit den Alpenländern verband. Darin liegt der Schlüssel für seine Bedeutung und die seiner Besitzer, wie auch für die Grösse und Gestaltung des Fleckens. Die Handelsstrasse aus Kärnten, und somit vom Lech und von der Donau nach Venedig, zog von Peuscheldorf und Glemaun nach San Daniele, dann entweder bis Carpaccio südlich, oder nach Ragogna westlich, allein — über den Tagliament und über Spengenberg musste sie. Von hier ging die Reise geradenweges abwärts nach St. Veit am Tagliament und Portogruar, oder wer in Terveys (Treviso) zu thun hatte, zog über Portenau. So waren die Fahrten im 12. Jahrhunderte, und so noch zu Kaiser Karls V. Zeiten. Natürlich war für den Herrn von Spengenberg der Posten ein sehr günstiger. So wie die Städte mit Stapelrecht, wie Glemaun und bei uns Judenburg, St. Veit und Villach dabei gediehen, so auch die Burgen, denen der Schutz der Reisenden und des Handels förmlich übertragen gewesen. An Abgaben für dies und das mangelte es nicht; für Geleite musste nicht minder bezahlt werden; Wirthe und Handwerker

aller Art fanden dabei ihr Auskommen, und das trug wieder den Grundherren reicheren Zins. Dazu kommen noch deren Stellung unter dem Adel des Landes, ihre Verbindungen mit demselben, ihr Lehen- und anderer Besitz, und man begreift, wie sie die mächtigsten Vasallen im Lande sein konnten.

Eines ist aber wohl zu bemerken: die Herren von Spengenberg waren ursprünglich Deutsche, ihr Ansitz war mindestens seit dem 11. Jahrhunderte (denn weiter vermögen wir für ihn nicht zurückzublicken) deutsches Herrengut, und die Strasse, die er durchzog, war der alte Hauptweg nach Deutschland. So scheint, als ob schon die bairisch-kärnthnerischen Herzöge, die seit 952 Friaul mitbeherrschten, der Strasse ihre feste Richtung und ihre Stützpunkte angewiesen, oder den Strassenzwang wenigstens solchen Orten wo möglich gegeben hätten, die speciell auf ihrem Eigengrunde lagen. Für frühere Tage, longobardischer oder römischer Zeit, vermögen wir bei dem Mangel an constanten Spuren in dieser Gegend keine Verbindung herzustellen. Immerhin würde der oben erwähnte Erdwall am Ufer des Cosa bei Gradisca dazu Anregung bieten. Zwischen dem Ende des 10. und jenem des 11. Jahrhunderts mag Spengenberg begründet worden sein. Um 1122 erscheint es bereits als Erbstück des steirischen Markgrafen nach dem letzten Eppensteiner Herzoge von Kärnten. Und in welcher Begleitung erscheint es? Mit den eigenthümlichen Gütern dieser Herzöge zu Ragogna und zu Naun, und das sind Punkte derselben Strasse, zwischen welchen eben Spengenberg liegt. Diese Verhältnisse waren also zur Zeit der spätgermanischen Herrschaft in Friaul begründet, und hatten sich fortgeerbt, als die Patriarchen bereits Landesherren geworden, und die Herren des Gutes, das heisst die

Lehensleute der Markgrafen und Herzoge von Steiermark und Oesterreich zu Spengenberg, wohl schon lange kein deutsches Wort mehr verstanden. Diese Mannen und später reichen Vasallen, welche auf dem Schlosse sassen, haben bis weit in das 14. Jahrhundert hinein ihre Anhänglichkeit an die herkömmliche österreichische Herrschaft oft bewiesen — doch mit 1365, als Rudolf IV. und seine Pläne scheiterten, löste sich auch dieses Band.

Die älteste Namensform ist Spengenberg, woraus die Romanen Spegnimberg und endlich Spilimbergo machten. Die Burgsassen haben zwar unter sich die Sage, sie stammten von ungarischen Baronen ab, und seien — wie so viele andere Edelleute in Friaul — unter Patriarch Poppo (also etwa 1050) eingewandert. Wir brauchen es aber nicht zu glauben, und ihren Unwillen ob bezweifelter Genealogie auch nicht mehr zu fürchten. Sicher ist, dass sie keine freien, sondern immer nur Lehensleute waren, theils von Steiermark-Oesterreich, theils vom Patriarchate. Deshalb braucht man auch nicht die Continuität der Familie bis ins 12. Jahrhundert anzunehmen; es kann ein Geschlecht das andere auf der Lehensburg ersetzt und doch stets denselben Namen getragen haben. Wenigstens für die älteste Zeit darf man diese Möglichkeit nicht ausschliessen. Später rückten die Herren von Spengenberg im Stande vor; sie traten unter die *nobiles* ein und hatten den vierten Platz in dieser Reihe im Parlamente, waren Erbschenken des Patriarchates und beanspruchten *sede vacante* die Verwaltung der patriarchalischen Rentämter. Es soll ein durch seinen Reichthum und im Gefühle seiner Deckung von österreichischer Seite übermüthiges Geschlecht gewesen sein, herrisch, grausam, ja wild. Auch von Frauen desselben erzählt die Geschichte,

welche es in Tapferkeit den Männern gleichthaten. So soll Richhild von Spengenberg (1309) das Schloss Zuccola bei Sibidat vertheidiget, und die deutschen Hilfstruppen des Patriarchates unter Konrad von Stubenberg zurückgeschlagen haben. Allein für diese Seiten des Lebens in der Vorzeit mangelt dem Spengenger von heute das Verständniss; dagegen blickt er noch mit gewissem Stolze auf das Bild Irenes, der Tochter eines seiner ehemaligen Gutsherren, die in schönen Künsten, und namentlich in der Malerei gewandt, und auch von Tizian geachtet gewesen.

Die Familie besteht noch heute, allein den nahen Vergleich ihrer Grösse mit ihrem Ahnenschlosse wollen wir nicht weiter spinnen.

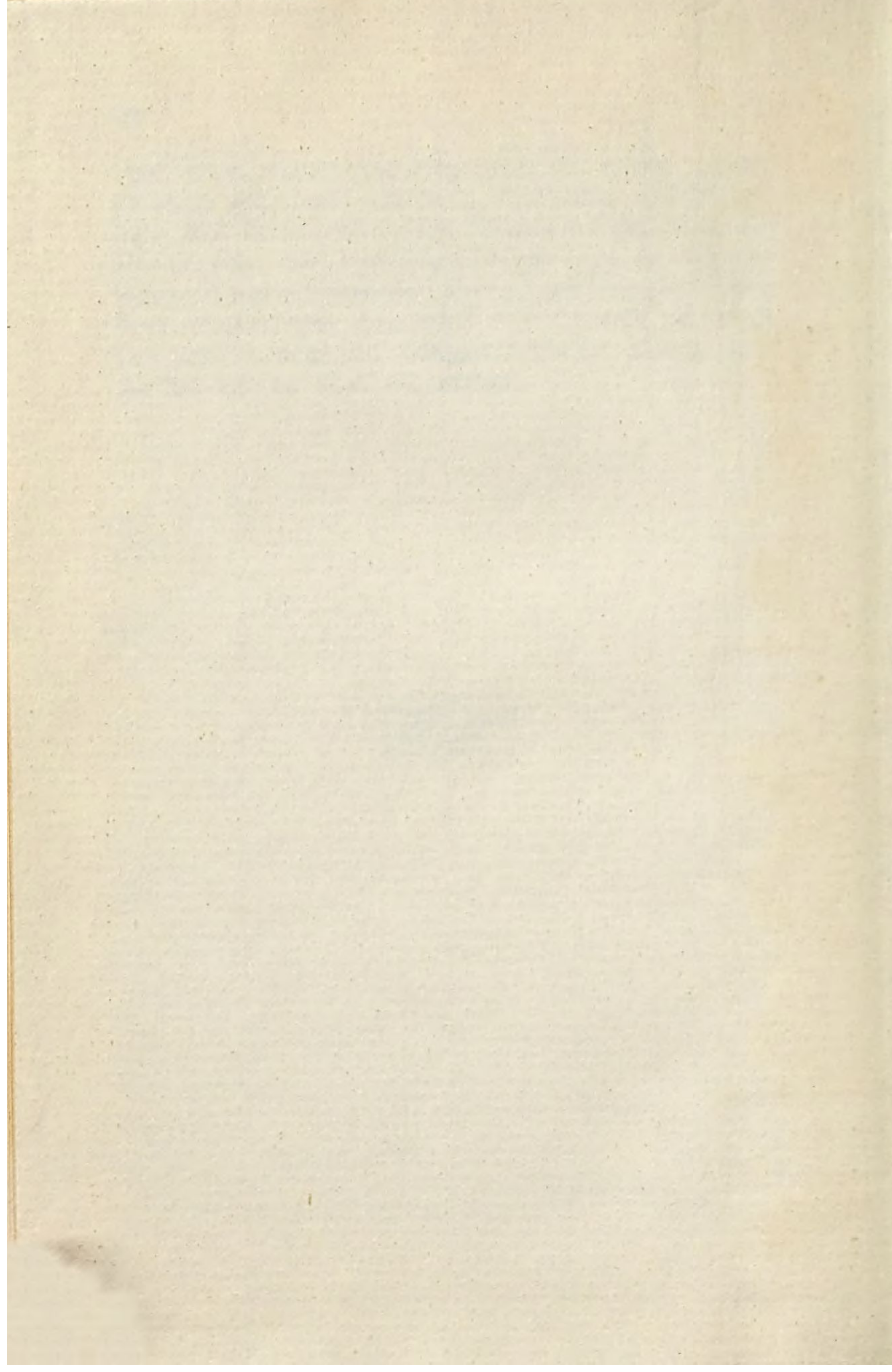
Damit schliesse sich unser Rundgang im friaulischen Lande. Nun suchen wir einen Erholungspunct. Es gibt keinen näheren, aber auch keinen besseren, als den Lugaus, von dem wir eingangs die Bergreihen abgeblickt haben. Wir eilen auf der entzückend schönen Strasse von Spengenberg nach Pinzan: es ist fast, als ob man die Gegend mit ihren lieblichen Hügeln und grossartigen Bergen in Vogelperspective betrachtete, so hoch und freiauf steigt der Weg, so spannkraftig ist die Luft. In Pinzan treten wir an den Tagliament; getragen, geschifft und wieder getragen, gehend und fahrend erreichen wir das östliche Ufer. Zur Linken streckt sich der kahle, absonderliche Klotz von Ragogna am Strome hin.

Heute lässt sich allerdings weder davon, noch von dem weit glänzenderen Stande, in dem es vor 1200 Jahren geprangt haben soll, etwas absehen. Der spätrömische Dichter Venantius Fortunatus rühmt den Prunk, der da herrschte, und dass später hochvornehme Longobarden hier lebten, ist bekannt. Von Ragogna stieg zu Ende des 7. Jahrhunderts Ansfrid

in die Ebene hinab, und vor ihm floh Herzog Rodwald aus Sibidat nach Istrien, und von da zum griechischen Statthalter in der Ravenburg (Ravenna). Und wie wir oft auch bei uns sehen, dass in die Burgen vollfreier Geschlechter allmählig gemeiner Lehensadel, dann der Bauer mit Kind und Kegel Einzug hält, so finden wir im späteren Mittelalter auf dem Berge von Ragogna nur ein Nest von Lehensleuten, die bis 1365 fest zu Oesterreich hielten. Als der von Herzog Rudolf IV. in Friaul zu straff gespannte Bogen riss, fielen auch sie ab. Aber es muss ihnen oder gewissen Familien derselben noch manches Merkmal höherer Freiheit innegewohnt haben. Man sieht dies aus dem sonderbaren Rechte der Azwahl oder des Essgriffes (*ius figendi*), das die Herren von Ragogna bei jeder grossen Tafel des Patriarchen übten. Es mag sich fein ausgenommen haben, wenn der Kirchenfürst mit seinen hohen Gästen zu Tische sass, und die Truchsesse das Mahl aufgestellt hatten, und ein Herr von Ragogna sich erhob, die Tafel rechts und links abging, die Schüsseln musterte, und endlich die ihm (vielleicht auch dem Patriarchen) am besten zusagte, herausgriff und an seinen Platz tragen hiess. Heute ist der Berg fast wie kahl geschoren. Nur eine Burg steht noch auf der einen Seite; sie trägt aber keinen deutschen Namen. Daher gehen wir auf den gut bebauten Höhen weiter: zur Linken spielt die Bergreihe um Glemaun um die Wette in Grau und Gold, in Blassgelb und Roth, in Blau und Violett, ein ewiges Riesenkalendoskop. Nach kaum einer Stunde sind wir zu San Daniele angelangt. Da leben uns einige freundliche Männer, mit denen zu verkehren stets zur erwünschten Erquickung gehört; da ist auch ein gastliches Haus, von dem man sich an anderen Orten Friauls Ableger wünschen möchte.

Dort ist es immer gut sein, und des Guten in der Fremde soll man gedenken, wo eine Gelegenheit dazu sich findet. Allein der Besuch ist abgethan, die Heimat ruft: dort hinter den Bergen liegt sie, wo jene Männer hergekommen sind, deren noch lebende Zeugen ihrer einstmaligen Anwesenheit im Lande wir eben nun zur Sprache zu bringen versucht haben, und dorthin kehren auch wir zurück.





Peter Gröner

Buchhandlung

München 15

Zahn, Joseph <<von>>,

Die deutschen Burgen in Friaul

Graz 1883

Ital. 514 Ir

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11631992-9